

Aus der Vorzeit Reutlingens und seiner Umgegend

Theophil Rupp

Aus der

Vorzeit Reutlingens

und

seiner Umgegend.

Aus der

Vorzeit Reutlingens

und

seiner Umgegend.

Aus der Vorzeit Reutlingens und seiner Umgegend.

Ein Beitrag zur deutschen Alterthumskunde

von

Theophil Rupp.

Mit vier Tafeln in Holzschnitt nach Photographieen und einem Panorama der schwäbischen Alb.

Zweite vermehrte Auflage.

Stuttgart & Reutlingen.

Verlagsbuchhandlung von Carl Mäcken.

1869.

Druck von EMIL MÜLLER in STUTTGART.

Vorwort zur ersten Auflage.

Mit der Veröffentlichung der folgenden Blätter beabsichtige ich zu erhalten, was aus den religiösen Anschauungen unserer heidnischen Vorfahren hervorgegangen, in unserer Gegend, soviel mir bekannt, übrig geblieben und bis jetzt nicht mitgetheilt worden ist. Es geschieht diess in der Ueberzeugung, dass die deutsche Mythologie in ihrem weiteren Ausbau durch specielle Bearbeitungen des nächstliegenden Materials wesentlich gefördert werden könnte.

Reutlingen, im Juli 1864.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die günstige Aufnahme, welche der Veröffentlichung meiner Forschungen zu Theil geworden ist, hat mich veranlasst, dieselben an verschiedenen Stellen weiter auszuführen, namentlich aber die ältesten Zeugen unserer heidnischen Vorfahren: die Berge und Thäler, mehr in den Bereich meiner Untersuchungen zu ziehen.

Für meine Auffassungen in Bezug auf Sonnenberge, auf Baldur und Freyja, die einer näheren Begründung bedurften, als der Rahmen dieser Schrift gestattet hätte, verweise ich auf meine „Eddische Studien“.

Reutlingen, im März 1869.

Der Verfasser.

Inhalt.

Die Berge in mythologischer Beziehung.

Auf Inseln, auf Bergen, in entlegenen Thälern sind Sprache, Sitten und Gebräuche am treuesten erhalten durch Menschen und Dinge. So hat die Abgeschlossenheit der Stadt Reutlingen und ihrer Umgebung, sowohl durch ihre geographische Lage, als durch die Stellung der Stadt als Reichsstadt, viele Hinweisungen auf das Heidenthum bewahrt, die man vergebens da suchen würde, wo äussere Einwirkungen von jeher leicht Zugang finden konnten.

Die ältesten Spuren der religiösen Anschauungen unserer heidnischen Vorfahren und ihrer geistigen Thätigkeit überhaupt bieten uns die Namen, die Bedeutung der Berge im Allgemeinen und ihrer Formen insbesondere, die Sagen und Gebräuche, welche sich auf Berge beziehen. Ihre Höhen waren für sie Wohnsitze der Götter, später erkannten sie diese in den Wolken; desswegen sind bei Indern und Germanen Wolken und Berge gleichbedeutende Begriffe.[1]

Die Phönizier betrachteten hervorragende Berge als sichtbare Manifestation der Gottheit, wie den Casius, Libanon und Antilibanon. Der Erstere wurde als Gottheit unter dem Namen Jupiter Casius verehrt, und der Ausgang des Libanon bei Tripolis ist nach Strabo (XXXVI. 2), sowie ein Berg in Perä a Pniel, Gottesangesicht, genannt worden.

Elagabal, der später nach Rom gebrachte Sonnengott, war nach Movers[2] ursprünglich nichts anderes als: Al-Gbal, der Berg. Die Iranier liessen ihre Könige über den Berg Ushi-darena im Glanz der

[1] Kuhn, Adalb., Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks 151. Berlin 1859. Simrock Handbuch. 2. Aufl. 208.

[2] Movers Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönizier S. 669.

Sonne herabsteigen (Avesta v. Spiegel II. 41., vgl. Firdousi von Mohl I. 29). Der Sonnengott wurde bei den Phöniziern (Herodian V. 3), wie der Jupiter Casius durch einen kegelförmigen Stein bildlich dargestellt, wahrscheinlich, weil die Sonnenstrahlen in zugespitzter Form erscheinen und als zeugende Kraft des Sonnengottes sich über die terra mater ausbreiten.[1] Auch die Pyramide und der Obelisk hängen mit dem Sonnendienst zusammen (Plinius XXXVI. 14; Bunsen Aegypten I. 438).

Diese orientalischen Anschauungen sind bei den Germanen gewiss nicht ohne Einfluss auf die Wahl ihrer Götterberge geblieben und dies voraussetzend, tritt uns die zunächst liegende Achalm[2] ent-

---

[1] Vgl. Nilsson Die Ureinwohner des Scandinavischen Nordens S. 60.

[2] Der Name des Berges hat schon vielfache Deutung erfahren, doch immer noch scheint die älteste (XII. Jahrhundert), welche eine Alm an der Ach annimmt (Ortlieb bei Stälin I. 565. Anm. 8, der sich auch sonst mit Erfolg auf derartige Deutungen einliess), weil die Lage zutrifft, der Wahrheit am nächsten zu liegen. Die Benennung der Hochwaide mit dem bairischen «Alm» kann dabei nicht wohl störend sein, wie sie es auch dem Zwiefalter Mönch nicht war; denn was Sprache, Geschichte und Sage von den Stamm- und Staatsverhältnissen unserer Vorfahren, von ihren Wanderungen und Niederlassungen, von ihren kriegerischen und friedlichen Unternehmungen (vgl. u. A. Stälin W. G. I. 62) und endlich von ihren Anschauungen aufbewahrt haben, sollte bei der besondern Stellung der Berge in den Auffassungen des Alterthums genügen, um für die Deutung ihrer Namen das ganze Indogermanische Sprachgebiet in Anspruch nehmen zu dürfen. Zudem lässt sich annehmen, dass alle Sprachen mit und in Mundarten begonnen haben, aus denen sich, je nachdem die örtliche Bevölkerung zusammengewürfelt war, bestimmte Niederschläge bilden konnten; auch ist eine Gleichzeitigkeit aller Bestandtheile einer Sprache, wie sie ähnliche Ausschliessungen fast erfordern würden, gar nicht denkbar. (Vgl. Müller, Max, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache d. v. B. 2. Aufl. 165 ff. 187.)

Ich will versuchen, die Deutung weiter zu begründen.

An der nordwestlichen Seite der Achalm entspringt ein Bach ohne Namen, früher Ach genannt. Seine Quelle tritt jetzt am Ausgang von Einsenkungen und Verödungen zu Tage, welche, zwischen den schönsten und höchsten Waidgründen des Berges gelegen, zu der Annahme berechtigen, dass die Quelle früher nicht nur mehrere hundert Schritte höher entsprungen, sondern auch viel bedeutender als in unserer Zeit, und darum auch Ursache eben dieser Verwüstungen gewesen sei. Auf die frühere grössere Bedeutung des Baches weisen auch die Einschnitte hin, welche seinen nicht ganz zwei Stunden langen Lauf bis zum Ausfluss in den Neckar bei Oferdingen bezeichnen. An der westlichen Seite der Achalm war ein See, wie die tiefgehenden Sand- und Kies-Lager beweisen, welche die Ebene zwischen Reutlingen und Bezingen, Bösmannsäcker genannt, bilden. In Uebereinstimmung mit dieser Voraussetzung ist die Be-

gegen, deren ganz freistehende Kegelform nach den Begriffen unserer Vorfahren zum Sitz eines Sonnengottes wie besonders geschaffen erscheinen musste.

Oestlich von der Achalm liegt in der Reihe der Albkette an der nordöstlichen Seite des Guotabergs „der Eberberg", auf dessen Spitze der goldborstige Eber, die Sonne, am ersten Frühlingsmorgen

zeichnung «beim See» des südwestlich und die «im Federn- (Schilfgras-) See» des nordwestlich gelegenen Theils der Stadt Reutlingen.

Der See hiess wahrscheinlich Achaz, wie später der Fluss Achaz (Achatz), Ichatz und Echatz in Documenten verzeichnet vorkommt. Ach (Aa) a. h. d. aha, m. h. d. ahe, goth. ahva, indog. akva, lat. aqua, Wasser, Bach, Fluss. Atz, Az, (Etz) a. h. d. u. m. h. d.; lat. cibus, Speise, Nahrung, Futter von dem indog. ad = essen, ätzen, speisen, nähren, füttern, sättigen, a. h. d. azzen, ezzen. *)

Ach-az kann also als Ach- oder Bach- (Fluss-) Speise u. s. w., hier als Speise, als Nahrungs- oder Erhaltungs-Stoff der zu- und abfliessenden Ach gedeutet werden, ohne den Begriff der Aufnahme, der Sättigung, der Auf- oder Anfüllung, dem See gegenüber, auszuschliessen.

Der See ist seit Jahrtausenden verschwunden (aufgefüllt) und sein Name Achaz, beim Volke Aechez, Echetz (Echatz), auf die einst zubringende Ach bis zur Quelle sowohl, als auf die vormals von dem See abfliessende Ach übergegangen.

Wenige Stunden von hier haben wir das Flüsschen «Wiesaz», dessen Namen wohl am natürlichsten als Wiesen-Futter: als Speise durch und für die Wiesen gesammelt **), erklärt wird. Dieselbe Ausdrucksweise wie in Achatz liegt in dem umgekehrten Namen Atzbach, Azen- oder Atzenbach, welche auf Dorfschaften übergegangen sind, und in dem neudeutschen Seebach. Der Bach dieses Namens entspringt oberhalb Willmandingen (O.A. Reutlingen), wird bei der dortigen Mühle zu einem Weiher gesammelt und heisst von dieser Sammlung (vgl. Memminger Beschr. des O.A. Reutlingen S. 22) in seinem Zu- und Abfluss «Seebach».

Alm (Bergwaide) aus Alben, Albn, Albm entsprungen wie aus halben in der Aussprache halbm, halm wird (Grimm D. W. Alm; Schmeller I. 46). Ach-alm, der Name des Berges, bezeichnet also die Alm an der Ach, wie einst Achau, Achberg, Achdorf und die neueren Bachenau, Bachfeld, Bachlach die Auen, die Berge, das Feld, die Pfütze u. s. w. an der Ach oder dem Bach ausdrückten, welche jetzt Schlösser und Dörfer bedecken.

Das nach mittelalterlicher Weise gedehnte Achalmin statt Achalm mit Gayler (hist. Denkw. der Achalm, Reutl. 1840, S. 35) gleich aquae culmen, als Gipfel über dem Wasser gedacht, ist schon desswegen zu verwerfen, weil dies eine hier nicht denkbare grössere Wassermasse voraussetzt, aus welcher die Bergspitze hätte hervorragen müssen, währenddem eine Bergwaide mit Wasser und namentlich mit Quellwasser in der Nähe der wasserarmen Alb besonders hervorgehoben zu werden verdiente.

*) Umb die Etz und vmb die Waid die wür haben gen dem Gersperg bei Schmeller I. 183. Ross-Etz, Rosswaide. Die Zeit der Atz, wann das letzte Gras abgemäht ist bei Schmeller 2. Aufl. I. 181.

**) Eine Hauptquelle der Wiesaz entspringt in der Messnerwiese zu Bronnweiler.

erschien,[1] um den Gottessitz und auf ihrem weiteren Gang von seiner Höhe herab die westlich von der Echatz und nordwestlich von dem Neckar liegenden Berge und Thäler mit ihren ersten Strahlen zu beleuchten.[2] An der nördlichen Seite der Achalm finden wir den Scheuler-Wald,[3] mehr östlich an ihrem Fusse das Rangen- oder Hexenbergele, auf welchem der Aberglaube Versammlungen der Hexen halten lässt.[4] Im Innern des Berges bewachen zwei Pudel unermessliche Schätze, und der ganze Berg ist von einer goldenen Kette umschlossen.[5]

Der Name seines nordwestlichen Auslaufs, „Scheibengipfele“[6] genannt, deutet auf das jetzt noch in Deutschland und Tyrol gebräuchliche Scheibenschlagen[7] hin, das sich, mit einiger Abweichung in Zeit und Art, entweder auf den Sonnen- oder den Donnergott bezog, und mit dem Johannisfeuer der Sommersonnenwende zusammenhing.[8] Es erinnert an die von Adalb. Kuhn erkannte älteste Feuerbereitungsweise der Inder, Perser, Griechen und Germanen, welche eine Scheibe oder Rad mit hartholzenem Quirl zu diesem Zwecke bis zur Entzündung umdrehten.[9] Auf dieselbe Art lockte der Donnergott den Gewitterfunken[10] in den Wolken hervor. Hienach dürfen wir vielleicht annehmen, dass unsere Vorfahren auf

---

[1] S. Kapelle bei Belsen.

[2] Jetzt erscheint die Sonne auf dieser Spitze, der Achalm gegenüber, um einige Tage später, weil die Tag- und Nachtgleichenpunkte bekanntlich in 2000 Jahren um etwa 30 Grade der Erde nach Westen entgegenrücken, und die Entfernung zwischen dem Eberberg und der Achalm eine halbe geogr. Meile, die von diesem Berge zur Sonne aber ungefähr 20 Millionen Meilen betragend angenommen werden kann.

[3] Scheuhel, Schrecken, Angst, Graus; also S.-Wald, Schrecken erregender Wald. Vgl. Schmeller III. 339.

[4] Grimm D. M. 2. A. 997.

[5] Meier, E., D. S. aus Schwaben 344.

[6] Der Weg dahin heisst: Ranschaibles-Gass. Ran = Ziel. Schaible, Scheible, Scheibe.

[7] Mannhardt Die Götterw. 233. Wolff Beitr. 73. Birlinger Volksth. a. Schwaben II. 99, 106.

[8] Grimm D. M. 583. Kuhn Die Herabkunft des Feuers u. s. w. 101. Nilsson Die Ureinwohner des Scandinav. Nordens. I. 22.

[9] Die Indogermanen dachten sich die Erzeugung des himmlischen Feuers analog mit dem Akt der Zeugung. Kuhn, Ad., o. W. 13, 36, 66, 101 u. f.

[10] Kuhn, Ad., Die Herabkunft u. s. w. an obigen Stellen.

der schönen Achalm (2217 P. F. ü. M.) einst den Gott der Fruchtbarkeit und der Liebe, den Beschützer der Ehen, den früheren Sonnengott Frô [1] verehrten.

Der Gutenberg, südöstlich der Achalm, beim Volke Guotaberg (Wuota — Wuotansberg, vgl. Grimm D. M. 2. A. 139), gehört, wie der Ursulaberg, auf den ich später zurückkomme, zu den am meisten hervorragenden der Albkette bei Reutlingen. Als Anklang an Wuodan oder vielmehr wie Uebergang lautend, zwischen Odhin und Wuoden, ist der jetzt noch in Reutlingen bestehende Geschlechtsname Vohdin zu erwähnen. Südöstlich vom Guotaberg und Eberberg erhebt sich in geringer Entfernung der Wolfsfelsen, dessen Name an die Wölfe erinnert, welche Wuodan begleiten.

Zwischen dem Guota- oder Wuotansberge und dem westlich liegenden Urschel- oder Ursulaberge zeigt der Mädchenfelsen die steile Wand, von welcher, der Sage nach, ein Mädchen, von einem Jäger verfolgt, ohne Schaden zu nehmen herabgesprungen ist. [2] (Vgl. Simrock Handb. d. deutschen Myth. 2. A. 223.)

Wahrscheinlich als der Sunna geweiht sind die Sonnenfelsen und Sonnenberge zu betrachten, von denen wir in Deutschland viele aufzuweisen haben. Sie werden zum Theil noch jetzt als Wallfahrtsorte besucht, um Gesundheit und andere Güter von wunderthuenden Heiligen zu erflehen.

In der Entfernung von ungefähr zwei Stunden von hier liegt gegen Morgen gekehrt der Sonnenfels (Sonnafels), eine senkrechte Felsenmasse auf der Kante des steilen Rossberges, welcher an der weiter nach Osten sich ausdehnenden Albkette die Ecke des Ermsthales gegen Südost bildet. Die Hochebene des Berges heisst Rossfeld und noch jetzt ist eine halbe Stunde davon entfernt ein königlicher Fohlenstall. Am Fusse des Sonnenfelsen, seitwärts, findet sich eine

---

[1] Meine Eddischen Studien (Freyja) S. 41 u. ff., Gerolds Sohn, Wien 1869. In den Ortschaften, welche der Achalm nahe liegen, wie Reutlingen, Pfullingen, Eningen, Mezingen u. s. w., geht überall in der Weihnachtszeit eine weisse «Sau» um, was mit dem Eber des Gottes Frô übereinstimmt. In Reutlingen wurde die Sau besonders in dem sogenannten Federnsee noch in meiner Jugend als gesehen erwähnt, und zwar, wie auch anderwärts, mit einer goldenen Kette um den Hals, wodurch sie als eine verwandelte, den Leuten bekannte Hexe kenntlich geglaubt war. (Siehe Meier, E., D. Sagen Nr. 255, vergl. unten die Kapelle bei Belsen.)

[2] Meier, E., Deutsche Sagen aus Schwaben 288.

Felsenschlucht, Höllenloch, auch Wolfsschlucht genannt (2244 Pariser Fuss über der Meeresfläche), und auf einem kleinen, dem Thale näher gelegenen Basalthügel, dem Calwerbühl (Calvarienberg), stand einst eine Wallfahrtskapelle, welche von den Bewohnern des Ermsthals, besonders im Frühjahr, wie auch der Name des Hügels andeutet, besucht wurde. Die Namen Rossberg, Rossfeld, Höllenloch, Wolfsschlucht mit Sonnenfels vereinigt scheinen zu der Annahme zu berechtigen, dass hier die Sunna verweilend gedacht, und wohl in der ältesten Form für Deutschland als Gottheit verehrt wurde.

Auf dem Rossfeld wurden die Opferpferde geweidet, vielleicht auch die den Sonnenwagen ziehenden Hengste weidend gedacht.[1] Die Wolfsschlucht konnte als Höhle des auf die Sonne lauernden Wolfes Sköll, oder der von den Christen gegebene Name Höllenloch als das geheimnissvolle Gemach der zu den Füssen der Sunna sitzenden heil- und schicksalskundigen Mädchen aufgefasst werden. Auch die Kapelle auf dem Calvarienberge lässt sich diesem Gedanken anreihen; denn nachdem die Heiden bekehrt waren, konnte nach kurzer Zeit die steile, schwer zu ersteigende Höhe verlassen, und die Stätte der Gottesverehrung in bequemere Nähe gerückt werden. Die Sage weiss von einem unterirdischen Gang, der von dem Calvarienberg nach Dettingen in's Schlössle führt, und von einem Schlüsselweible,[2] dem schon viele Leute begegnet sind, welches zu gewissen Zeiten den gewöhnlichen Weg von demselben Hügel nach demselben Schlössle wandelt.

Auf dem Sommerberg begegnet man einem Manne, der ein Licht auf der Brust hat, das wie aus einer Laterne herausscheint. Diese letztere Sage dürfte von dem Sonnenfelsen auf den gegenüber liegenden niedereren Sommerberg gewandert sein, wie dies auch anderwärts vorkommt; vielleicht weil nach der Bekehrung die alte Opferstätte verpönt, die geheimen Verehrer des alten Glaubens sich auf diese Höhe geflüchtet hatten. Ein alter Gebrauch scheint aus demselben Grunde sich hieher verpflanzt zu haben.

Alle Jahre an freundlichen Sommertagen zieht die Jugend von Dettingen auf den Sommerberg, wo einsam ein kahler Felsblock liegt, vom Volk „Bäcker-Barbel" genannt, und Kinder legen in einen

---

[1] Menzel, W., Germania h. v. Pfeiffer II. 231.

[2] Simrock Hdb. d. d. Myth. 2. Aufl. 335, 415, 488; meine Eddischen Studien S. 58.

grossen Sprung des Blockes Bohnen als Opfer ein, weil, wie sie sagen, man Glück habe, wenn man opfere. Die Fiölsvinnsmál in der älteren Edda geben uns nach meiner Deutung[1] ein interessantes Bild der Verehrung der auf Bergen thronenden Götter und namentlich der Sunna. Str. 40 heisst es:

Jeglichen Sommer, so ihnen[2] geschlachtet
Wird an geweihtem Orte,
Welche Krankheit überkommt die Menschenkinder,
Jeden nehmen sie aus Nöthen.

Der Ursula- (Urschla-) Berg, sowie die ihm westlich gegenüber liegende Wanne (Wann) waren, nach vielen im Munde des Volkes erhaltenen Sagen, unter verschiedenen Namen und wohl auch zu verschiedenen Zeiten, der Erdgottheit (terra mater) heilig.

Der Ursulaberg mit seinem höheren Theil, dem Hoch- (Hau-) Berg, ist nach diesen Ueberlieferungen gleich der Achalm mit einer goldenen Kette umschlossen, welche die im Innern des Berges liegenden Schätze zusammenhält. Auch hier sind diese von einem schwarzen Pudel mit feurigen Augen bewacht, der mit einer Ruthe, welche die Urschel ihrem Erlöser anbietet, verjagt werden könnte.

Die Urschel ist klein, zierlich, hat gewöhnlich ein weisses Kleid und weisse Schuhe an. Man sieht sie aber auch in schwarzem oder grünem Kleide und immer in rothen Strümpfen. Sie trägt ein weisses Tuch um den Kopf oder eine alterthümliche Haube. Um den Leib hat sie eine goldene Kette, an welcher ein Schlüsselbund hängt. Sie wohnt in einem prächtigen Schloss im Innern des Berges, das, sowie ein zweites, das einst auf dem Hochberg gestanden, in das Innere des Berges versunken sein soll.

In der Nähe der Frauenhalder Weinberge liegt ein Stein, Remseles-Stein genannt, auf welchen die Kinder zwei bis drei Remsela (durchlöcherte Hornknöpfe) als „ein Opfer für die alte Urschel" hinlegen. Ungefähr zehn Minuten höher in derselben westlichen Richtung des Berges, auf dem Vorhügel „Hörnle", hat die Urschel den Eingang zu ihrer Wohnung. Man nennt diese Oeffnung, die erst voriges Jahr wieder eingebrochen ist, das Nachtfräulesloch. — Die Vorübergehenden warfen noch vor wenigen Jahren theils im

[1] Meine Eddischen Studien S. 1 u. f. Wien 1869.
[2] Der Sunna und ihren heilkundigen Mädchen.

Scherz, theils im Ernst einen Stein als Opfer in die Vertiefung, um sich wenigstens vor der Ungunst der Nachtfräulein zu schützen.

Die Urschel unterhält sich mit den Bauern, die mit dem Bestellen ihrer Aecker oder mit dem Einheimsen ihrer Früchte beschäftigt sind, während sie mit goldenen Nadeln strickt. Sie schützt sie beim Heimfahren auf der steilen Steige; auch hilft sie dem Bittenden mit Korn aus, doch immer unter der Bedingung der Wiedererstattung nach der Ernte. Früher kam die Urschel an Winterabenden in verschiedene Häuser nach Pfullingen. Sie spann schweigend jeden Abend den angelegten Flachs von der Kunkel ab. Wo sie hinkam, zog der Segen mit ihr ein; er verschwand aber auch, sobald sie erzürnt das Haus mied.

Statt der Urschel traten auch zwei oder drei Nachtfräulein auf, welche mit einander die Lichtkärze in Pfullingen und selbst in Reutlingen, in der Pfullinger Vorstadt, mit der Kunkel besucht haben sollen. Auch ihr Besuch brachte Glück.

Nach dem Ausspruch dieser Erdleute können die Unterirdischen nicht gebären, wenn die Oberirdischen nicht helfen.

Dies könnte, wie das Kornleihen, um es nach der Ernte zurückzuerhalten, das Segenspenden der Erdgöttin, auf die Bedingung des Bestellens der Felder und der (theilweisen) Zurückgabe der erhaltenen Früchte durch die Saat hinweisen. Auch der Schlüsselbund an der Leibgurt der Urschel deutet auf die Erdgöttin hin (vergl. meine Eddischen Studien Freyja S. 58).

E. Meier, welcher die Sagen von der Ursula in seinem Werk: Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben S. 1—16 zusammengestellt hat, sagt in seiner Vorrede XXII: „Der Name Ursel führt auf die Wurzel us, brennen, leuchten, im Sanskrit usch, daher uschas die in den Vedas so hochverehrte Göttin der Morgenröthe, aurôra statt ausôra, deutsch Ostara.“ Ostara ist, wie wir später sehen werden, Frühlingsgöttin, eine der vielen Verjüngungen der Erdgöttin Nerthus. Schade zeigt in seiner Schrift: „Die Sage von der heiligen Ursula u. s. w.“ S. 109 die Uebereinstimmung unserer Urschel mit der Heiligen dieses Namens, die sich, zufolge seiner scharfsinnigen Untersuchungen, mit ihren Fahrten zu Schiff in Begleitung von 11000 Jungfrauen als eine christianisirte Erdgöttin herausstellt. Auf diese Umzüge der Erdgottheit mit ihrem segenbringenden Schiff werde ich später zurückkommen.

An dasselbe Verhältniss unserer Urschel zu dem Land- und

Wasserschiff der Erdgöttin mahnt eine hie und da noch jetzt in Pfullingen gebrauchte Vertröstung, mit welcher man Kinder abfertigt, welche Dinge verlangen, die man nicht geben will, oder nicht geben kann. Nemlich das: „Ja! ja! wart' nur, du kriegst's (bekommst es), sobald das Schiff vom Urschlaberg kommt."

Nur durch das enge Honauerthal getrennt, liegt in der Reihe der Albkette der fast freistehende Gebirgsstock Ahls- (Oahls-) Berg, welcher die Berge Wann (die Wanne), den Schemberg und den Waker- (Wakr-) Stein umfasst.

Nach Ulfilas heisst alhs Gottessitz.[1] Das Wort ist in Zusammensetzungen mit Eigen- und mit Ortsnamen in Alaholf, Alahtai, Alahhilt, Alahstadt u. s. w. noch vorhanden. Auch die Benennungen Wanne, Schemberg und Wakrstein weisen, wie wir gleich sehen werden, auf ähnliche Bedeutung hin.

Der Name Wanne[2] erinnert an die Königin Wanne[3] mit dem schönen Schiff auf der Leije, nemlich an Wanne Thekla, die Königin der Hexen und der durch die Luft fahrenden Geister, wie wir sie aus der niederländischen Sage bei Wolf Nr. 520 erkennen.

Uebereinstimmende Sagen von Hexen- und Geistertänzen erzählt man sich in dem nahe liegenden Pfullingen.[4] Auch von dem Schiff

---

[1] Diese Deutung von alhs anführend, sagt Grimm (D. M. 57): «Bei Untersuchungen über die heiligen Wohnplätze der Götter wird am sichersten von Ausdrücken angehoben, die den christlichen Benennungen Tempel oder Kirche vorausgingen und durch sie verdrängt wurden.» (Vgl. Afzelius Volkssagen und Volkslieder aus Schweden u. s. w. II. 13.) Das heutige Ahls und Oahls statt Alhs findet seine Erklärung in dem Gleichlaut und in der schwäbischen Ausdehnung des a in ah, wie z. B. in Hahl (Hall, Widerhall), oder des volksmässigeren o oder oa statt a in Joahmer (Jammer), in Oahl (Aal), in Krahnket (Krankheit), in Hahnd (Hand) u. s. w.

[2] Bei den germanischen Finnen ist vana (finnländisch) und vanna (esthnisch) gleich alt (Klaproth Spr. Atlas XII.). Vanna- oder Wanna-issa ist bei den Esthen was Ukko bei den Finnen, nemlich der Himmels- und Donner-Gott. Sein Schwert ist der Blitz. Er hat über Regen und Sonnenschein zu gebieten und ist ein besonderer Beförderer des Wachsthums. (Castrén Finn. Myth. 33, 46, 294.)

[3] Oskar Schade, die heilige Ursula u. s. w. 113.

[4] Ein Waldschütz, der in später Nacht müde über die Wann herabstieg und, um auszuruhen, sich wenige Minuten niedergelegt hatte, sah an langen Tischen eine Menge Hexen und Geistergestalten, die mit einander assen und tranken, endlich aber aufstanden und in langen Reihen um die Tische herum-

der ursprünglichen Erdgottheit[1] ist, wie wir oben beim Ursulaberg gesehen, ein Nachklang erhalten. Selbst das Lärmen und Tosen in der Sage scheint erhalten zu sein; denn Stadtpfarrer Meyer behauptet in seiner Pfarrbeschreibung von Pfullingen (Hdsft. von 1828), man höre in dem Berge ein Tosen, so oft Unwetter eintrete (vgl. Lütolf Sagen u. s. w. der fünf Orte S. 27).

Wanne Thekla ist wie die Habonde der Niederlande die Göttin Freyja. Man nennt diese auch die Vanen-Göttin, daher wohl das Vane oder Vanne, weil sie die Schwester des Freyr oder Frô und Tochter des Niördhr ist, der mit seinen beiden Kindern von den Vanen gegen Hönir als Geisel den Asen übergeben wurde.

Freyja ist die Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit und neben Frigg, Odhins Hausfrau, die höchste Göttin.[2] Ihr Dienst war in ganz Deutschland verbreitet, wie die überall gebräuchliche Bezeichnung eines Wochentages mit Freytag (Freyatag, Grimm D. M. 278) beweist. Freyja's Wagen ist mit Katzen bespannt, desswegen hat auch die heilige Maria, in welche sie übergegangen ist, nach der Sage, besondere Sorgfalt für die Katzen, und bittet ihren Sohn, doch auch Aehren für die Katzen (anderwärts für Hunde und Katzen) stehen zu lassen.[3]

Am Fusse der Wann war eine Kapelle der lieben Frau geweiht, was auf Freyja hindeutet. Eine ähnliche Bestimmung, mit etwas abweichender Bezeichnung, dürfte eine andere Kapelle gehabt

---

tanzten. Die Frau A. hatte gelbe Schuhe an.*) Sie war die Anführerin. So oft sie aber an ihm (dem Waldschützen) vorbeikam, schlug sie die Augen nieder, weil sie ihn erkannte. Der Waldschütz wollte dreinschlagen, aber sein Vorgesetzter, der nichts sah, erlaubte es ihm nicht. Am andern Morgen ging der Waldschütz auf dieselbe Stelle, fand aber nichts als Knochen. Es war da, wo früher der Galgen stand. Die Sage als Erscheinung wurde vor ungefähr sechzig Jahren einer mir nahe verwandten Frau von dem Waldschützen selbst erzählt und von seinem Vorgesetzten, soviel er davon gehört, bestätigt.

[1] Meine Eddischen Studien (Freyja) S. 52.

[2] Dieselben S. 46.

[3] Meine Eddischen Studien (Freyja) S. 52, 55. Panzer Beiträge zur deutschen Myth. II. S. 7, 8, 378, 380.

*) Die gelben Schuhe waren das Abzeichen der Königinnen der Hexen. In der Kurmainzischen peinlichen Hexen-Inquisition vom Jahre 1624 lautet Frage 48: „Ob sie nit in ihrem mittel ein zauberische Königin haben, welche die Cron oder den goldenen Schuh habe und wer diese mit namen seie" (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1865 Nr. 11.)

haben, die auf der halben Höhe der Wann in der Nähe des ehemaligen Galgen, beim „Käppele“ genannt, gestanden hatte.

Nordöstlich stand auf einer Anhöhe in der Entfernung einer halben Stunde, auf dem Eninger Buckel, eine Frauenkirche, die 1533 zerstört wurde. Der Wann östlich gegenüber am Fusse des Ursulaberges in der Nähe der „Heerstrasse“, auf welcher noch vor hundert Jahren das Muotesheer herabgezogen sein soll (Stadt-Pf. Meyer 58), heisst ein Weinberg „Katzenbohl“, und die Stelle, auf welcher Stpfr. Meyer das Schloss der alten Grafen von Pfullingen gestanden glaubte, ebenfalls am Fusse der Wann, heisst noch jetzt Kätzler.[1] Auch die Sage weiss viel von unheimlichen schwarzen Katzen zu erzählen (Stpfr. Meyer 60), denen man Nachts auf Brücken und Stegen in Pfullingen begegnet.

Der Schemberg, auch Schönberg genannt, der in der Mitte des Ahlsberges liegt, hat seinen Namen von Schem, Schema, scema = Maske, Larve, Schatten u. s. w., was auf geglaubte Erscheinungen und auf Vermummungen hinweist. Nach Panzer Beitr. II 350 ist Schembart- oder Schönbartlaufen in Nürnberg ein Fastnachtspiel zum Theil mit abscheulichen Masken. „Die alten weib sind larfen vnd schemhawpt geleich, da sich der tewfel vnder birget,“ heisst es Cod. bav. monac. 269. 25 bei Schmeller.

Geiler von Kaisersberg sagt von diesen Gebräuchen (Emeis Strassb. 1516 S. 48): „Was es dan wz vff dz zeit het die kirch dz ab gethô, so haben es aber die bösen menschen gespart biss zu der fastnacht so sie vnsinnig seint, in butzen cleidern (vermummt) lauffen. Das ist von heiden hie.“[2]

Das Schemen- oder Maskenlaufen konnte im 15. Jahrhundert noch deutlich mit den Umzügen zusammenhängend erkannt werden,

---

[1] Wir erwähnen hier von diesem Geschlechte den Grafen Herimann in pago Phullichgove ums Jahr 930, den Regensburger Bischof Wolfgangus de Phullingen, † 994, Conrad oder Kuno de Phullingen, Erzbischof von Trier, ermordet 1066, Neffe des Erzbischofs Anno von Köln. Der Vater dieses Kuno war Eglolfo, die Mutter Azecha (Stälin Würtemb. Gesch. I. 544 u. 566). Das Schloss Pfullingen kommt in Urkunden von 822 . . 880 als Reichsdomäne vor. (Memminger Würt. Jahrbücher v. 1828 S. 227.)

[2] Münster, Seb. (bei Scheible Schaltj. I. 295): Etliche machen sich als Teufel, etliche laufen nackend, ohn alle Scham gar entblösst durch die Stadt, etlich, dass sie keine Scham haben verbutzen sie sich in Larven und Schönbart, dass man sie nicht kenne.

welche als Nachahmung des Umtragens der Götterbilder und der segenverheissenden Umfahrten vermummter Götter und Göttern geweihter Thiere (Simrock Hdb. 2. A. 558), in immer weiter abweichender Form, sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. (Vergl. Simrock 2. A. Hdb. 556 u. f., ferner in der Folge: Alte Gebräuche und sonstige Erinnerungen.)

Das Umfahren der Götter und das Umtragen ihrer Bilder kann, neben Gebet und Opfer, als ein wesentliches Moment in dem Kultus unserer heidnischen Vorfahren betrachtet werden. Der Gebrauch der Umzüge selbst war mit Opfern begleitet. Athanarich liess auf einem Wagen die Bildsäule des obersten Gottes (Frauja) vor den Wohnungen aller des Christenthums Verdächtigen umherfahren, damit sie ihm opferten (Simrock Hdb. 530), wie früher die Bildsäule Freyrs angeblich mit seiner schönen Priesterin,[1] unter dem Zuströmen des Opfer darbringenden Volkes, umhergefahren wurde (Grimm D. M. 96).

Die Idee der Vermummungen bei den germanischen Völkern lässt sich aus ihrem Glauben an die Verwandlungsfähigkeit ihrer Götter erklären (siehe unten). Odhin verwandelte sich nach Ynglinga Saga I. 7. in die Gestalt eines Vogels, eines Fisches, einer Schlange u. s. w., und erscheint augenblicklich in den entferntesten Ländern. In der Edda Oegisdrecka 24 wirft ihm Loki vor:

Du schlichest sagt man in Samsö umher
Von Haus zu Haus als Wala.
Vermummter Zauberer trogst du das Menschenvolk:
Das dünkt mich eines Argen Art.

Loki erscheint in der Edda als Lachs, als Weib, als Stute, dann wieder verkleidet mit dem Falkenhemd der Freyja. Ausser den Umzügen waren jährliche Feste, die Opfermahle und die damit verbundenen Spiele, Tänze (Grimm D. M. 1200), Darstellungen der Beschwörung der Geister der Verstorbenen[2] gewöhnliche Gelegenheiten zu Vermummungen. Afzelius I. 9. schildert ein noch jetzt an gothländischen Orten eingeführtes Opferspiel, das von verkleideten Burschen, die sich ihr Gesicht schwärzen und schmücken, dargestellt wird. Einer als Opferthier in Pelz gehüllt, sitzt auf einem Stuhl und hält im Mund einen Büschel scharf abgeschnittene Halme,

[1] Vergl. meine Eddischen Studien (Freyja) 52.
[2] Aeschylos Die Perser 623 u. f. Cicero Tusc. I. 16, 37.

die wie Schweinsborsten aussehen, was den geopferten Jul-Eber bedeutet.

Das Beschwören und Bezaubern der Verstorbenen, der guten und bösen Geister, finden wir in verschiedenen Formeln und sonstigen Denkmälern des heidnischen Alterthums erhalten.[1] Auch die Edda gibt uns Beispiele von Verwünschungen, von Todtenerweckungen (Todtenorakel) durch Zauberei und Beschwörung. In Grimnismâl sagt Geirröd, der aus dem Schiffe springend seinen Bruder mit demselben in's Meer zurückstosst: „Fahre nun hin in böser Geister Gewalt," und Harbardslied 60 ruft Harbard (Odhin) dem Thôr ungefähr dasselbe zu.

In Grôgaldr ermuntert die Mutter den Sohn, den sie an ihr Grab beschieden, ein Zauberlied zu singen, damit sie gekräftigt zu ihm aus dem Grab zu steigen vermöge. Auch Odhin, der die Wala über das Schicksal Baldurs befragen wollte, sang der Weisen das Wecklied „bis gezwungen sie aufstand Unheil verkündend".

Wie jetzt noch die katholische Kirche, hatten auch unsere heidnischen Vorfahren, gleich verschiedenen Völkern des Alterthums, eine Art Allerseelenfest, an welchem sie zu Ehren ihrer Verstorbenen opferten[2] (Preller Gr. Myth. 612. Grimm D. M. 865). Ihre Todtenopfer und Todtenbeschwörungen waren gegründet auf den Glauben an die Möglichkeit eines unmittelbaren Verkehrs zwischen Todten und Lebenden und wurden mit Naturerscheinungen in Zu-

---

[1] Vergl. u. a. Kalewala, das National-Epos der Finnen. Rune 17, ins Deutsche übertr. v. Schiefner, Helsingfors 1852. Afzelius (Volkssagen und Volkslieder aus Schweden u. s. w. 11, 12) erzählt: «Fast überall sah man die verblendeten Heiden bei ihren Tempeln, Horgen und Hainen um wilde Priester und Horgabräute sich versammeln, die durch Erdichtungen, Wahrsagen, Zaubereien und Verschwörungen die Gemüther des Volkes verwirrt hatten. Der Aberglaube war zu einer solchen Grausamkeit ausgeartet, dass man vor allen nach Menschenopfern trachtete und bisweilen genügte es, dass der Priester oder die Horgabraut irgend Jemand bezeichnete, und wäre es auch der König selbst gewesen, um diesen der Opferung preis zu geben: er wurde sofort ergriffen und geschlachtet und mit seinem Blute der Götzenaltar bestrichen.»

[2] Länglichte, mit Zucker bestreute Brode, die hier noch als Kaffeebrod gebacken werden, heissen «Seelen». Nach Birlinger (Volksth. a. Schwaben II. 166, 200) werden diese Seelen in katholischen Ortschaften Würtembergs von Kindern ausgetragen und an Bekannte und Verwandte verschenkt. Vielleicht verhält es sich mit diesen Seelen, wie mit dem Fleisch und den Würsten an Martini nach Grimm's Anschauung.

sammenhang gebracht. Unsere Vorfahren dachten sich die Zeit der wiedererwachenden Natur auch für Verstorbene empfänglich und erweckend, und wie bei den Griechen der Dienst der unterweltlichen (chthonischen) Götter auch mit ihren Todtenorakeln im Zusammenhang stand (Preller Gr. Myth. 498, 612, 631), so reihten sich die Todtenopfer der Deutschen an ihre Frühlingsfeste an (Grimm D. M. 865).

Ihre Schemen, Larven und sonstigen Vermummungen, sowie ihre Spiele und Tänze bei gewissen Gelegenheiten hatten somit eine gottesdienstliche Bedeutung, wie diese Preller (Gr. Myth. 517) bei den Tänzen der Kureten und Korybanten erkennt. Bei den Israeliten waren Spiele, Musik und Tanz Ausdrücke religiöser Freuden. Ps. 150, V. 4. 5. Samuel I. Cap. 18, V. 6. 7. II. C. 6, V. 5. 14. Moses II. C. 15, V. 20.

Bei den Indern finden wir diese Opfer durch die Gesetze Manu's vorgeschrieben, auch in den Vedas sind sie mehrfach erwähnt[1] und noch heute werden dieselben nach Colebrooke (Essays I. 180 u. f.) in anderer Form verrichtet. Die Römer opferten zum Andenken an die Verstorbenen auf Kreuzwegen (Preller Röm. Myth. 494). Sie nannten die guten und verklärten Geister der Verstorbenen aus der Familie: Laren, die bösen umziehenden: Larven und Lemuren, und dachten sich diese wie abgezehrte Gliederfiguren und Skelette, welche die Lebenden mit Wahnsinn schlagen[2] (Preller Röm. Myth. 499 u. f.). Die Griechen wählten zu ihren Todtenopfern nach Preller (Gr. Myth. 631) besonders solche Orte, wo höhlenartige Schluchten den Weg in die Unterwelt anzudeuten schienen. Bei den germanischen Völkern war Niflheim (Nebelheim) der Aufenthalt der Abgeschiedenen;[3] ein kaltes Schattenland, doch ohne Qual und Strafe (Grimm D. M. 760).

In dieser Beziehung war die Lage des Schemberges bei ähnlicher Auffassung ganz entsprechend; denn in kleiner Entfernung ist

---

[1] Roth, R., Die Todtenbestattung im indischen Alterthum in der Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft VIII. 467 u. f.

[2] Aus gleichem Glauben stammen vielleicht die Narrenmasken in den heutigen Maskeraden.

[3] Als Grab oder Erscheinungsstätte unschuldig Ermordeter konnte das auf halber Höhe des Schembergs westlich gelegene «Mausthäle» betrachtet werden. Nach der Sage entstehen die Mäuse aus den Leichnamen unschuldig Ermordeter und sind eigentlich als ihre Seelen zu betrachten. Die von Hatto von Mainz verbrannten Armen fressen als Mäuse diesen Kornwucherer in seinem mitten im Rhein erbauten Thurm. (Vgl. Grohmann Apollo Smintheus u. s. w. Prag 1862. S. 76.)

die 540 Fuss lange und ungefähr 70 Fuss hohe und breite Nebelhöhle (Nebelloch) gelegen, welche mit ihren mannigfaltigen Tropfsteingebilden als Eingang nach Nebelheim betrachtet werden konnte.

Die freistehende Spitze des Schemberges mit seiner mehr als 40 Morgen grossen Fläche, die, wie wir gleich erkennen werden, zwischen zwei Göttersitzen gelegen war, konnte nach Gestalt, Lage und dem Namen des Berges die Stelle der festlichen Zusammenkünfte, der Gerichtsstätte (Mahlberg), der Opfermahle, der Spiele, Reigen und Tänze, besonders aber auch der Todtenfeste, der Geisterbeschwörungen, Todtenorakel u. s. w. sein, welche unsere heidnischen Vorfahren gewöhnlich auf Bergen, sonst auch in den in Thälern gelegenen heiligen Hainen zu halten pflegten (Grimm Rechts-A. 793. 800).

Was im Heidenthum vorwissende Frauen, was heil-, zauber- und schicksalskundige Priesterinnen verrichteten, die hoch geehrt, geachtet und gefürchtet waren,[1] das wurde in christlicher Zeit, in ausgearteter verkümmerter Form, von verachteten, verfolgten und nachher zum Scheiterhaufen verurtheilten Wahrsagerinnen, Zauberinnen und Hexen unter dem Einfluss des Teufels ausgeführt gedacht (Grimm D. M. 997. 1057).

Ein blasses Bild dieses Treibens auf dem Schemberg erkennen wir in den auf der anstossenden Wann (S. 9 Anm. 4) und in den jetzt noch geglaubten Zusammenkünften der Hexen auf dem diesen Bergen nördlich gegenüber liegenden Thalacker, wohin wohl, wie wir anderwärts gesehen, die treuen Anhänger des Heidenthums wegen Verbot der alten Stätte sich geflüchtet haben.[2]

---

[1] Die Zauberkundigen nahmen eine Larve (grima), womit sie sich unkennbar machten, und fuhren rasch durch die Luft. Den Begriff der Zauberei sehen wir häufig der Larve begegnen. Die Leges Roth. 197, 379 setzen striga quod est masca. (Grimm D. M. 997.)

[2] Ein stürmischer Herbstabend veranlasste den Grossvater meines Erzählers, der ein Huter war, noch spät einen Gang durch seine Hut zu machen, weil er befürchtete, dass das durch den Wind abgeschüttelte Obst Diebe anlocken könnte. Als er in den Thalacker kam, sah er einen Mann an einen Birnbaum angelehnt, der, obgleich er den Huter zu sehen schien, sich nicht entfernte. Nach einigem Zögern ging der Huter auf den Fremden zu, den er als einen fahrenden Schüler erkannte, und fragte ihn, was er um diese Stunde hier wolle. Der Schüler antwortete unwillig: «Wäret ihr geblieben, wo ihr gestanden seid, in wenigen «Minuten hättet ihr hier den Hexentanz gesehen, den ich schon oft beobachtet

Der Wakerstein bildet das westliche Ende des Ahlsberges und zeichnet sich durch seine Höhe und grösseren Felsenmassen aus.

Die Benennungen Wacke, Waken und Waker oder Wakenstein sind als Steingattung bis jetzt so verschieden gedeutet worden, als Steine oder Felsen mit diesem Namen vorkommen mögen.

Müller und Zarncke (m. h. d. Wörterbuch) haben: Wacke grosser Stein, in der jetzigen Sprache eine aus Quarz, Sand und Glimmer bestehende Steinart. Im Lexikon von Franken II. 150 ist Wackenstein gleich Basalt u. s. w. Wacke oder Wake bei den Bergleuten ist Flins (silex, Frisch deutsch-lat. Wörterbuch). Senft (Classification und Beschreibung der Felsarten, Breslau 1867, S. 64. 285) setzt Wacke in die Classe der gemengten kristallinischen Gesteine, feinkörnig, dichte bis erdige, weiche und milde, oft ganz blasige, scheinbar einfache, grünlichbraune oder aschgraue, nur im Ritze schimmernde Masse, gesteht aber, dass er die von ihm selbst untersuchten Wacken lieber zu den thonigen Gesteinen, als zu den Basaltiten, oder noch besser zu den Verwitterungsprodukten basaltischer Laven rechnen möchte.

Wacke, nom que l'on donne vulgairement au Grès schisteux, intermédiaire à grains très fins et à feuillets très épais (Drapiez Dict. classiques des Sciences nat., Bruxelles 1845).

Aus welchen Bestandtheilen der Felsen gebildet ist, auf welchem das Schloss Wackerstein bei Vohburg an der Donau liegt, weiss ich nicht anzugeben.[1] Der Wacker- oder Wakrstein, von dem hier die Rede ist, besteht aus dem unter dem Namen Jurakalk bekannten Kalkstein. Die abweichenden Definitionen, die ich nicht alle anführen kann, geben zu erkennen, dass die Bedeutung des Namens Wackerstein nicht sowohl in seinen Bestandtheilen, als in seiner Form und den ihm beigelegten Eigenschaften zu suchen ist. Nach Schmeller IV. 19. sind Wacken oder eigentlich Wagken Feldsteine. Frisch (Deutsch-lat. W.) sagt: Wacken wird auch von Steinen gesagt, welche hie und da ausgestreut im Feld liegen, gross und klein. Feld-Wacken (lapides in campo dispersi) im Gegensatz zu Fluss-Wacken. Wacken-Gebirg, wann die Felsen pfeilerweise

---

«habe, und wie sie mit einander essen und trinken. Jetzt ist das Warten umsonst, weil ihr mich «braffelt» (berufen, beschrieen) habt.»

[1] Wack als Stammsilbe der Namen verschiedener Ortschaften; siehe bei W. Hoffmann Encykl. der Erd-, Völker- und Staatenk. Leipzig 1868.

hier und da stehen. Luther B. V. 140. Jena: „Er lauft und stosst „nicht an und wird nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da „gelegen seyn“ u. s. w.

Die Feldsteine haben eine mythische Bedeutung, die sich an den Donnergott Thôr oder Donar anlehnt. In der Skalda 17 (Thôrs und Hrungnirs Kampf) wird erzählt: Noch sagte Thôr (zu der Wala, die Groa hiess, der Frau Oerwandils des Kecken), es werde nicht lange mehr anstehen, bis Oerwandil heim komme. Darüber ward Groa so erfreut, dass sie ihre Zauberlieder vergass, und so ward der Schleifstein nicht loser und steckt noch in Thôrs Haupt. Darum ist es auch eines jeden Pflicht, solche Steine wegzuwerfen, denn damit rührt sich der Stein in Thôrs Haupt. Uhland im Mythus von Thôr bemerkt hiezu S. 47: „Das Stück von Hrungnirs zer- „schmetterter Steinwaffe, das in Thôrs Haupte haftet, ist das Ge- „stein, darauf auch im urbaren Felde Pflug und Karst noch immer „stossen. Groa ist das Wachsthum, das Saatengrün, das vergeblich „bemüht ist, die Steine des Feldes zu decken, Thôrs Wunde zu „heilen.“

Die Art, wie Luther von den Wacken spricht; der Gebrauch, der von dieser Steinart bei Hans Sachs I. 3. Th. 206 gedacht wird, wo er als Schiessmaterial gebraucht werden soll; das Werfen mit Wacken bei demselben III. 3. Th. 49, um eine böse Frau gut zu machen; ferner die Wacken, mit welchen in dem Kindermärchen bei Grimm Nr. 5 der Bauch des Wolfes gefüllt wird, damit dieser versinke, scheint mir die Identität der Fluss- und Flursteine mit den Wacken genügend darzuthun. Auf der andern Seite fallen auch die Wacken der Bergleute mit den Feldsteinen und den Wacken überhaupt zusammen; denn nach Grimm D. M. 1171 hielten unsere Vorfahren den harten Flins (silex) für den Donnerstein. Er führt unter Anderem den Ausspruch an: Ein herze daz von vlenze ime donre gewahsen waere, Wh. 12. 16 (Gr. D. M. 163). An der Deutschheit der Donnersteine, sagt er weiter (Gr. D. M. 1171), ist nicht zu zweifeln, und Miölnir wird gleich dem Heinn, den Odhin warf und der in Thôrs Haupt steckte, über alle Steine hinaus heilig gewesen sein.

Thôr, der deutsche Donar, wirft keilförmige Steine vom Himmel herab. Nach dem Volksglauben fahren diese Donnersteine aus der Wolke so tief in den Erdboden, wie der höchste Kirchenthurm, so oft es aber donnert, steigt er der Oberfläche näher, und nach

sieben Jahren und sieben Tagen liegt er auf der Erde. Solche Steine bewahren vor Gewitterschaden, sie heissen auch Donneräxte, Donnersteine, Donnershammer, Albschosse, Strahlsteine und Teufelsfinger.

Donars Hammer ist augenscheinlich der nach Blitz und Donner niederfahrende, Alles zerschmetternde Keil, den man sich in die Hände des Gottes zurückkehrend dachte, daher vielleicht jenes Emporsteigen des Keils aus der Erde (Grimm D. M. 163 und 164). Er ist das Werkzeug der Heiligung. Mit seinem Schlag wird die Erde urbar gemacht. Man schwört bei Donars Hammer, wie bei den Steinen, die der Gott wirft. By gods heilige steenen! By die godsige steenen! fluchen die Niederländer. Besonders bei den Landleuten, deren Beschützer Donar ist, sind die Steine, Donnersteine genannt, eben weil sie aus der Hand Gottes kommen, in grosser Verehrung. Der Donnerstein hilft bei Entbindungen (Simrock Hdb. 2. Aufl. 551). Der Kuh, welche keine Milch geben will, wird das Euter mit einem Stein, den man für einen von Donar geschleuderten hält, bestrichen (Wolf Beitr. 67). Wer vom Blitz getroffen wird, ist heilig; nie aber werden diejenigen davon beschädigt, welche Donnersteine bei sich tragen. Schabt man ein kleines Stück von einem Donnerstein ab und steckt es unter die Haut der Hand, so fällt jeder, den man berührt oder schlägt, todt zu Boden.

Bei der Aussaat des Kornes legen die Inselschweden einen Donnerstein in das Gefäss, aus dem sie streuen (Mannhardt Götterwelt 188 und 255). Freidank 111. 6. sagt:

Krut, steine unde wort
Diu hânt an kreften grôzen hort.

Wie oben angeführt wurde, bedeutet der Name des Gebirgsstocks Ahlsberg, von Alhs (goth.), Gottessitz, und der höchste und felsigste Theil desselben, der Wakerstein, nach hiesiger Aussprache Wakrstein, weist nach dem eben Beigebrachten und was wir noch weiter anzuführen haben, gleichfalls auf eine heilige Stätte hin. Wakr ist einer der Beinamen Odhins (Grimnismâl Str. 54), von denen Gylfaginning 20 gesagt ist: „Alle Völker glaubten seinen „Namen nach ihrer Zunge einrichten zu müssen, um ihn damit an„zurufen und anzubeten.“ Die Bedeutung des Namens Wakr ist also nicht in der Sprache der Edda zu suchen (in dieser heisst er Odhin u. s. w.), sondern in der eines andern Volkes, dessen Zunge

übereinstimmenden Laut und Sinn mit dieser Gottesbenennung geben kann. Vâk (sanskrit) heisst heiliges Wort. Nach der Hymne im Rig-Veda[1] und den Zusammenstellungen von A. Weber in den von ihm herausgegebenen Indischen Studien IX. S. 476 u. s. w. wäre Vâk mit dem „Logos“ (Wort) des Evangelisten Johannes übereinstimmend, und als das allschaffende Urwesen aufzufassen, das selbst den Vater des Weltalls Prajâpati aus seinem Haupte hervorgehen lässt. Anderseits wird Vâk als erste Emanation der Urmaterie dargestellt, auch mit der Naturkraft identifizirt, und in Sprüchen und Liedern der Vedas als devi Vâk göttlich verehrt. Nach Boehtlingk und Roths Sanskrit-Wörterbuch ist Vâk (ambhrini) eine Geburt der grossen Kufe oder Wolke, nemlich der Donner. Man opfert ihr und verwendet dabei den Hymnus, der für sie durch sie selbst gedichtet angenommen wurde, um den Geist eines neugeborenen Kindes zu wecken, bevor es die Brust der Mutter bekommt. Wak (Waka) heisst nach Krapf (Travels etc. in Eastren Afrika S. 73. 81) der höchste Gott der kriegerischen (Ormas) Gallas (Einwanderer), den sie, ohne bildliche Vorstellung von ihm zu haben, in dem heiligen Baume Woda (Ficus sycamorus), unter welchem sie ihn anrufen und ihm opfern, verweilend glauben.

Vâkhedhrakae ist bei den Iraniern einer der von Ormazd geschaffenen heiligen Berge (Avesta übers. v. Spiegel III. 172). Auch in der Sprache der diesem Volk früher nahe gelegenen Stämme, der heutigen Türken, ist nach Muradjea d'Osson (Tabl. général de l'empire ottoman II. 523) ein Anklang in Wakf, was eine heilige Sache betreffend ausdrückt.

Arwakr und Alswidr heissen die Pferde, welche den Sonnenwagen ziehen. Alswidr heisst ohne Zweifel Allwisser oder Allkluger, aber Arwakr kann nicht wohl Frühwacher („der Frühwache“) bedeuten, es wäre auch kein passendes Seitenstück zu dem Alleswissenden, und wenn „der Frühwache“ sich auf den Sonnenaufgang beziehen soll, so könnte auch der Allwisser zu einem gleichmässigen Gespann nicht ausreichen. Ar ist Urzeit, Anfang; Wâk als Personenname, nach dem oben Angeführten, der Heilige. Wakr könnte somit Heiliger (der Heiligende) bedeuten. Arwakr wäre also Urheiliger oder Urheiligender. Beide Sonnenpferde waren heilig; sie wurden mit der Sonne identisch gedacht und darum von Anfang

[1] Rig-Veda (Langlois) IV. S. 415. Colebrooke's Essays I. 32.

der Dinge an heiligend, also urheiligend, heilbringend und allwissend angenommen.

Odhin (Wakr) als Gott des lebendigen Geistes ist dieser Auffassung zwar nicht fremd, doch näher trifft er damit zusammen, wenn wir ihn als Himmelsgott (vgl. meine Eddischen Studien S. 42) und als Donnerer denken, der den Blitz in Form der Lanze, Gungnir, über die Völker schleudert (Grimm D. M. 134. Mannhardt die Götterw. 162. A.), und mit dem Pfeil schiesst, welcher wie Thôrs Hammer zu ihm zurückkehrt.[1] Zu dieser Annahme berechtigt unter Anderem (S. Grimm D. M. 1206, Simrock Hdb. 2. A. 189, 204) der Beiname Odhins in der älteren Edda. Er selbst sagt Grimnismâl 54: „Thundr habe ich geheissen“ und in den Skalden ist er nach Finn Magnusen Lex. 639 Brandr, der Brennende oder Brenner, genannt. Doch wäre der Donnerer Odhin-Wakr hier weniger als zürnender und rächender Gott aufzufassen, als vielmehr so wie Wakr der Heiliger, der menschenfreundliche, schützende und helfende Donnergott uns in seinem Sohne Thôr-Veor entgegentritt. Thôr erscheint in der Edda als Sohn Odhins und der Jörd (Erde), sonst steht er auch in alten Denkmälern dem Odhin öfters voran (vgl. Grimm D. M. XVII. 2. Aufl.). Als Vater der Asen musste Odhin mit allen Eigenschaften derselben ausgerüstet gedacht werden. Thôr als Sohn Odhins war dagegen nicht nur Herr des Donners, sondern er stellte auch den göttlichen Geist Odhins in seiner Beziehung zur Erde dar. „Er ist Beschirmer der Erde, deren Anbau „er gegründet, deren Fruchtbarkeit und Freundlichkeit er zum Be„sten ihrer Bewohner unermüdlich fördert und schützt, und darum „liegt er mit den wilden Elementargewalten in beständigem Kampf“ (Uhland Thôr 21).

Thôr heisst Veor. Ve ist Heiligthum, was wieder mit Alhs, Vâk und Wakr zusammentrifft. Veor konnte, wie allgemein angenommen wird, Heiliger heissen, da, wie schon oben bemerkt, sein Hammer als Werkzeug der Heiligung betrachtet wurde.

Dem Wakerstein nordwestlich gegenüber liegt in der Entfernung von wenigen Minuten das Scheibenbergele, auf welchem, wie wir oben bei einem Scheibengipfele gesehen, bis in die christliche

---

[1] Menzel, W., Odhin 161, 209. Grimm D. M. XXIII. Germania von Pfeiffer X. Jahrg. 14 u. 19 (Art. v. Pfannenschmid).

Zeit herein Spiele gefeiert wurden, welche entweder auf den Gott der Sonne oder des Donners hinweisen.

An dieses Alles reiht sich die Sage, ohne Zweifel alten Ursprungs und, wie viele Sagen, unserer Zeit angepasst, von dem rothen Hahn, der mit drohender Gebärde dem Wanderer auf der Stuhlsteig entgegentritt,[1] die zwischen dem Wackerstein und dem Scheibenbergele auf den westlichen Theil der Alb führt; ferner die Sage von dem Herrn mit dem Bocksgespann, der seine Hand prüfend in den Heuhaufen steckt und dann weiter geht.[2]

Das Bocksgespann hat Donar zum Teufel und diesen mit Bocksfüssen oder mit einer Bockshaut ausgerüstet gemacht. Als solcher

---

[1] Als die Russen im französischen Kriege durch unsere Gegend zogen, sollen viele Soldaten ausgerissen haben, so dass auf jeden Mann, der eingebracht wurde, 30 Gulden gesetzt worden seien. Drei Gesellen, die auch sonst in keinem guten Rufe standen, machten sich zur Aufgabe, entwichene Soldaten aufzusuchen. Sie fanden zwei davon in einem Feldhäuschen versteckt, lieferten sie ein und erhielten zwar den Lohn, mussten aber zusehen, wie die Soldaten auf einem rothen Tuch knieend erschossen wurden. Bald darauf sind zwei der Einbringer unnatürlichen Todes gestorben, der dritte fiel auf der Stuhlsteig, neben einem Wagen hergehend, todt um. Seit der Zeit ist es auf der Stuhlsteig nicht mehr geheuer. Zu gewissen Zeiten erscheint dort ein rother Gockeler*) (Hahn), der den Leuten in den Weg steht und durchaus nicht ausweicht, so dass sie Angst bekommen und umkehren.

[2] Auf dem Gielsberg (nordwestlich vom Wakrstein, westlich vom Scheibenbergele) ist eine grosse Wiese, auf der Leute von Pfullingen „g'heuet hend" und „wie das Heu auf Schochen (Haufen) g'wesen ist, sind sie unter an Baum gsessa und hend trunka". Auf einmal kommt ein Herr daher, steckt seine Hand in einen der Heuhaufen, wie wenn er erforschen wollte, ob das Heu zum Heimthun dürr genug wäre, und ging gegen den Wald, woher er, wie es schien, gekommen war; denn vor dem Wald stand ein „Schesle" (Chaise) mit Böcken bespannt, auf dem er in den Wald zurückfuhr. Einer der Arbeiter, der seinen Herrn nicht kannte, sagte zu einem andern: der Herr will scheint's sein Heu heimthun! dieser aber wusste, was die Erscheinung bedeute und antwortete: Ja, der thut's net (nicht) heim!

*) Der rothe Hahn, der nach Grimm (D. M. 962), Kuhn (N. D. S. 516), Wolf (Beitr. II. 439) mit Donar in Verbindung zu bringen ist, tritt in unserer Gegend in der Gockelers-Suppe, ziemlich deutlich, in eben diesem Zusammenhang auf. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war es im Kartz (in der Lichtstube) in Pfullingen Sitte, bei besondern Gelegenheiten mit einem Gericht aufzuwarten, das Gockelers- (Hahnen-) Suppe genannt wurde, aus eingekochtem Most (süssem Obstwein) bestand und in Gegenwart der Gäste mit der Flamme darüber gegossenen Branntweins aufgewärmt wurde.

(Teufel) geht er auch in Gestalt eines Bocks umher[1] und ist zum Erschaffer der Geisen und Böcke geworden (Grimm D. M. 168); desswegen hat das gewärmte Bocksblut die Kraft, den Diamant aufzulösen (Theatrum Diabolorum S. 64, Frankfurt 1569).[2]

Der Teufel auch durch sein gespenst
Sich offt in schwarze Geyss verwandelt,
Wenn er mit den Zauberinnen handelt.
Auch holen sie offt auff ein Bock
Ein Mann hin über stein und stock,
Auff der Bulschafft vil vngemachs
Richt er noch mit an spricht Hans Sachs.
(Nürnb. I. v. 375.)

Wenn es Schlossen gibt, sagt man hier: es kitzbonet, was W. Menzel gewiss richtig[3] auf die Böcke Donars bezieht. Einen gleichen Ursprung könnte die Ausdrucksweise: es hurn- oder hornigelt (hornichelt, ichel a. h. d. Eiszapfen) haben, womit der mit starkem Wind fallende gefrorene Schnee bezeichnet wird. Man sagt hier, wie in Tyrol: Donnerskerl, gleichbedeutend mit Teufelskerl, Donnerszeug = Teufelszeug u. s. w., welche Ausdrücke Zingerle in der Zeitschrift für deutsche Mythologie u. s. w. IV. 149 auf Donar bezieht. So dürfte der in Schwaben nicht seltene Schwur „In's drei Teufels Namen" aus dem entschwundenen Glauben an die Götter Wuotan, Donar und Frô entstanden sein.

Das Kegelspiel, welches ebenfalls an Donar erinnert und in welchem Grimm (D. M. 172. 743) die Bedeutung des Umstürzens der Götterbilder durch die Christen erkennt, ist auch hier ein sehr beliebter Zeitvertreib.

In Pfullingen spuckt ein schwarzer Bock in den Häusern, in welchen sich Jemand ermordet hat (Meier, Stadtpf., Hds. Pfarrb. 145).

Das oben erwähnte Mausthäle (S. 14), über welches der Weg vom Schemberg auf den Wakrstein führt, hat auch für diesen Berg

---

[1] Theatrum de veneficis. Lambertus Daneus. Ein Gespräch von Zauberen S. 35. Frankfurt 1586.

[2] Bocksblut mit Essig und mit dem Saft des Kreuzkrautes gekocht, machen das Glas weich wie Teig, wird es in ein Glas gethan, so erscheinen schreckliche Dinge. Zaubermittel u. s. w. Haupt Zeitschr. N. F. I. 214.

[3] Germania herausgeg. v. F. Pfeiffer VI. 289.

eine Bedeutung; denn die Mäuse sind nach vielfachen Anhaltspunkten im Aberglauben Gewitterwesen, Attribute des indischen und des germanischen Donnergottes. Sie fahren als Seelen, welche im Blitz entstehen, in Mäusegestalt in menschliche Körper und verlassen diese wieder in derselben Form (Wolf Zeitschr. f. d. Myth. IV. 449; Mannhardt Germ. Myth. 79; Grohmann Apollo Smintheus, Prag 1862).

Die Osseten (kaukasische Völker) preisen den vom Blitz Erschlagenen glücklich, tanzen um den Leichnam und rufen: o Elai, Elai, Herr der Felsengipfel u. s. w.[1] Neben dem Steinhaufen des Grabhügels wird eine grosse Stange mit dem Fell eines schwarzen Ziegenbocks aufgerichtet; denn auf diese Weise opfern sie ihrem Donnergott (Grimm D. M. 159). Noch vor wenigen Jahren fand mein Bruder im Walde an der Strasse auf die Alte Burg, eine halbe Stunde vom Wakrstein entfernt, Morgens früh einen schwarzen Bock an dem Wipfel einer Forche aufgehängt.[2]

Dieses Alles zusammengefasst scheint mir den Gedanken nahe zu legen, dass die höhere Spitze des Ahlsberges, der felsige Wakrstein, einst dem Donar heilig war.

Alle Jahre am Pfingstmontag ziehen Tausende von nah und fern bei ihrem Gang zur Nebelhöhle auf den Wakrstein und lagern sich auf den weithin sichtbaren Felsen, als wenn, wie einst in Dänemark, auch in unserer Gegend Thôr seinen Verehrern drohend oder bittend im Traum erschienen wäre, sein Bild aus dem nicht mehr sichern Gotteshaus in die Tiefe des Waldes zu versetzen, und in Schwaben wie im Norden das Sprichwort vom ersten Frühlingsmonat gäng und gebe wäre: „Thôr mit seinem langen Bart lockt die Kinder an die Wand“[3] (Isländ. S. II. 197, Saga Bibl. I. 310 u. s. w. bei Uhland Thor 223).

---

[1] Ellai oder Elias ist nach Grimm D. M. 157 in der christlichen Mythologie an die Stelle Donars getreten.

[2] Der schwarze Bock erscheint im Aberglauben bald als Werkzeug des Bösen, bald als Mittel gegen dasselbe. Hier und in der Umgegend hält man einen schwarzen Bock im Stalle, um Pferde, Kühe u. s. w. vor Hexen zu schützen. Seine gute Seite, sowie die Eigenschaft eines Opferthieres scheint er als Lieblingsthier, das dem menschenfreundlichen Donar geweiht betrachtet wurde, behalten zu haben; die böse Seite hat er ohne Zweifel von dem menschenfeindlichen Teufel.

[3] Wand für Felsenwand wie z. B. die Martinswand bei Innsbruck.

Der Stöffelesberg nordwestlich vom Wakrstein lehnt sich auf seiner südöstlichen Seite an den Geilenbühl, den Pfullingerberg und den oben erwähnten Gielsberg an. Auf dem Stöffelesberg hatten die Herren von Stöffeln, darunter wahrscheinlich Meister Kuonrat von Stöffeln (Stälin Württembergische Geschichte II. 768 und 773), ihre Burg, die mit dem Städtchen Gönningen im Jahr 1300 an Württemberg kam. Von diesen Herren von Stöffeln erzählt die Sage, dass sie ein zweischneidiges Schwert gehabt, mit welchem sie Jeden ungestraft morden konnten, und seien desswegen die Unbarmherzigen genannt worden.[1] Am Fusse des Stöffelesberges im oberen Selchenthal erscheint oft ein Mann mit einem Schlapphut, der die Leute bei hellem Tage ängstigt und ihnen die während der Arbeit abgelegten Kleidungsstücke wegnimmt. Im unteren Selchenthal erscheint er bald zu Fuss, bald zu Pferd mit und auch ohne Kopf und wird Haule genannt. Die Pfullinger behaupten, der Haule sei ein Knecht gewesen, den ein Oberst von Pfullingen aus als Wegweiser nach Gönningen mit sich genommen habe, Haule habe aber den Oberst unterwegs ermordet und desswegen müsse er laufen. Jeder Missethäter, dessen Verbrechen vor seinem Tode nicht herauskommt, muss mit dem Kopf unter dem Arm gehen (Abergl. 605, Grimm D. M. 901). In den Bösmannsäckern, einem Felde zwischen Reutlingen und Bezingen, lauft ein Mann ohne Kopf, der die Marksteine versetzt hat (Grimm Rechtsalterthümer S. 546). Einem Marksteinversetzer pflügten unsere Vorfahren den Kopf ab, wie wir unter Anderem aus den eben erwähnten Rechtsalterthümern S. 547 erkennen. Dieser Gebrauch macht es nicht unwahrscheinlich, dass der Glaube an die kopflosen Geister aus dem Kopfabpflügen hervorgegangen ist; doch könnte auch die alte Sitte, den Todten vor der Verbrennung die Köpfe abzulösen, weil in denselben die Seele wohnend gedacht wurde, diesen Glauben an kopflose Geister hervorgerufen haben. Die Sitte des Kopfabschneidens vor der Verbrennung der Leichname finden wir durch die vielen kopflosen Gerippe und wieder durch die Köpfe ohne Leiber in den aufgedeckten heidnischen Gräbern bestätigt.[2]

---

[1] Meier, E., D. Sagen S. 345. Alte Gebräuche u. s. w. in der Folge.

[2] Sitzungsbericht der philos.-hist. Classe der Academie der Wissenschaften in Wien 29. B. Jahrg. 1858 Karl Weinhold Die heidn. Todtenbestattung in Deutschland S. 155 u. f. Keller, Ferd., Pfahlbauten 6. Bericht S. 295. Zürich 1866.

Auch erinnert daran der Glaube, den wir auf den Fildern (wenige Stunden von hier) erhalten finden, dass der kopflose Schatten eines Menschen, den man beim Erscheinen des Lichtes im Zimmer am Weissen-Sonntag-Abend erblickt, den Tod des Betreffenden im Laufe des Jahres bedeute. Den wilden Jäger (Wuotan) denkt man sich wohl nur desswegen kopflos (Grimm D. M. 883), weil er überhaupt als ein in anderer Form Wiedergekommener betrachtet wird, der Heiliges verletzt, der Böses gethan und Böses will.

In der Leimert (Leimenhardt), ebenfalls am Fuss des Stöffelesberges, sieht man von Zeit zu Zeit drei Fräulein weiss gekleidet tanzen.[1] An der westlichen Seite desselben Berges, dem Rossberg gegenüber, begegnet man der Frau Ekkert. Zwei Brüder, die spät in der Nacht nach Gönningen zurückgekehrt waren, trennten sich, bevor sie Gönningen erreichten. Der eine ging den nächsten Weg in's Dorf hinab, der andere blieb auf der Höhe, am Fusse des Stöffelesberges, um in den oberen Theil des Dorfes zu kommen. Kaum war der letztere allein, so erschien Frau Ekkert und lud ihn ein, mit ihr zu kommen, sie wolle ihm Gutes thun. Der Mann war beherzt und willigte ein. Auf der Höhe des Berges angekommen, wurde er an eine lange Tafel gesetzt, wo noch viele Männer und Frauen sassen, die assen und tranken, andere tanzten und spielten. Auf dem Tisch war Alles voll von Goldgeschirr; weil es ihm aber bei aller dieser Lust und Pracht gar nicht geheuer war, nahm er einen goldenen Becher in die Tasche und schlich sich davon. Zu Haus angekommen, wollte er den goldenen Becher aus der Tasche nehmen, fand aber an dessen Statt, zu seiner Verwunderung, einen Pilz, nach Andern eine Kuhklaue.

Der Rossberg bei Gönningen, einer der höchsten Berge Württembergs (2615 Par. Fuss über der Meeresfl.), liegt dem Stöffelesberg westlich gegenüber, und bildet mit dem ihm voranstehenden Schemberg oder Schönberg einen mit der Albkette zusammenhängenden, aber gegen Norden freistehenden Gebirgsstock.

Auf der Höhe der Alb hat der Rossberg gegen Süden eine

---

[1] Meier, E., Deutsche Sagen aus Schwaben Nr. 37 erwähnt die drei Jungfrauen in einer Höhle sitzend, ein schwarzer Pudel vor der Thüre. Ueber die Bedeutung siehe Grimm Sagen Nr 298 und Panzer Beiträge II 120.

grosse, flächenartige Abdachung, die den höchsten Gipfel auch auf der Ost- und Nordseite umgibt. Die Ebene auf der Nordseite der Rossbergspitze ist die Hochebene des Schembergs, die ebenfalls nur auf der Westseite, ganz in der Nähe des grossen Rossberggipfels, von einer kegelförmigen Erhöhung, der kleine Rossberg genannt, unterbrochen ist.

In dem benachbarten Dorfe Gönningen, das in dem Thaleinschnitt zwischen dem Stöffeles- und dem Rossberge liegt, haben sich keine Sagen in Bezug auf den Rossberg erhalten, wenn nicht die bei dem ersteren Berge angeführten dem letzteren angehören. Die Gönninger ziehen schon fast zwei Jahrhunderte auf dem Samen- und Blumenzwiebel-Handel beinahe in ganz Europa herum, und weil sich auch das weibliche Geschlecht an diesem Geschäfte betheiligt, ist ihnen aller Sinn für Ueberlieferungen von Sagen und alten Gebräuchen ihrer Heimat abhanden gekommen.

In Pfullingen erzählt man: „Auf dem Rossberg bei Gönningen halten die Hexen ihre Zusammenkünfte und Tänze. Man hat dort oben schon einen Wagen fahren sehen, der mit vier grossen Rappen bespannt und mit Menschen ganz angefüllt war. Ein früherer Geistlicher aus Pfullingen ist oft bei Nacht hinaufgestiegen, um diese Geister anzureden und zu bannen oder zu erlösen; allein die Hexen wussten es jedesmal so einzurichten, dass er zu spät kam“ (Meier, E., D. Sagen 188).

Dies weist auf eine heidnische Feststätte hin,[1] die uns auch durch die Tradition erhalten ist, indem diese den kleinen Rossberg als eine Opferstätte bezeichnet, welcher in der christlichen Zeit ein Kloster, vielleicht auch nur eine Kapelle mit Priesterwohnung gefolgt wäre, wovon man jetzt noch Spuren (Ziegelstücke) findet. Die oben erwähnte Hochebene vor der Spitze des grossen Rossberges und dem kleinen Rossberg, die sich mit der des Schemberges zu einem ununterbrochenen Ganzen vereinigt, lässt dieselbe, bei den bezeichnenden Namen dieser Berge, als einen heidnischen Fest- und Sammelplatz mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen. Ich habe oben die Bedeutung des Namens Schemberg[2] zu erklären gesucht,

---

[1] Grimm D. M. 1003.
[2] Schemberg bei Pfullingen.

worauf ich verweise. Der Name Rossberg stammt ohne Zweifel von einer Weide solcher Pferde her, welche zu Kultzwecken bestimmt waren. Als gewöhnliche Rossweide, auf welcher die Pferde übernachteten, bestand sie noch bis zum Jahr 1848.

Das Pferdeopfer gehört zu den ältesten, feierlichsten und zu den vornehmsten unserer heidnischen Vorfahren. Bei den Deutschen, bei den Persern und Indiern galt das Pferd für ein besonders heiliges Thier, desshalb war auch der Rossdieb mehr als andere Diebe verachtet (Edda Harbardslied 8). Tacitus Germania X. sagt: „Eigenthümlich ist dem Volk (der Germanen), dass sie Vorgefühl und Mahnung von Pferden zu erfahren suchen. Glänzend weiss, von keiner Arbeit der Sterblichen berührt, werden solche in eben jenen (heiligen) Wäldern und Hainen gemeinschaftlich gehalten und wenn sie den heiligen Wagen ziehen, begleitet sie der Priester und der König oder ein Oberster des Staats, und beobachtet ihr Wiehern und Schnauben. Kein Vorzeichen hat grösseren Glauben, nicht allein bei gemeinem Volk, auch bei den Angesehenen, bei den Priestern, die sich als Diener der Götter, die Pferde aber als ihre (der Götter) Vertrauten betrachten.“ Als reines, den Göttern geheiligtes Thier wurde das Fleisch der geopferten Pferde gegessen. Den Bekehrern war dieses Pferdefleischessen ein Greuel, weil es mit dem heidnischen Opfer zusammenhing. Lange konnten ganze Volksstämme trotz ihrem Bekehrtsein von dem Genusse dieses Fleisches nicht abgebracht werden. Noch zur Zeit des Bonifacius musste das Verbot bei den Thüringern erneuert und geschärft werden (Grimm D. M. 41).

Das Haupt wurde nicht verspeist, weil es vorzugsweise dem Gott geheiligt war. Desswegen fand Caecina auf dem Schauplatz der Varischen Niederlage Pferdsköpfe aufgesteckt. Es waren die geheiligten Reste der eroberten und geopferten römischen Pferde. Im Norden setzte man sie auf zauberwirkende Stangen (Neidstangen), welche nach vorangegangenem Pferdeopfer aufgerichtet wurden, das Haupt des Pferdes mit aufgesperrtem Rachen nach der Gegend hinsehend, woher der Angefeindete, dem man schaden wollte, kommen konnte, indem man auf diese Weise den Feind in die Gewalt der bösen Geister zu bringen, sich selbst aber vor dem Einfluss derselben zu schützen glaubte (vergl. Grimm D. M. 625).

In dieser Absicht, ursprünglich nicht der Zierde wegen ange-

bracht, sehen wir geschnitzte Pferdsköpfe auf den Giebeln der Bauernhäuser in Lüneburg, Holstein und Mecklenburg, und in Köln zwei solcher Köpfe zu dem Giebelfenster des Hauses der Richmod von der Aducht heraussehen.

Auch die Haare der heiligen Pferde aus Mähne oder Schweif wurden als Mittel gegen Zauber gebraucht. Das Pferdegewieher war ein heilbringendes Zeichen und Kriegern bedeutete es Sieg, wie umgekehrt das Ausbleiben dieser mutherweckenden freudigen Töne als Vorgefühl einer Niederlage angenommen wurde (Grimm D. M. 623 & 624). So wurden die Pferde zu weissagenden Thieren. Einen Nachklang von dieser Auffassung auch in Schwaben finden wir in der Sage, die Birlinger (Volksthümliches aus Schwaben I. 1) mittheilt. „Die drei Zauberfrauen im Heiligenthäle (bei Tuttlingen) hatten drei wunderschöne Schimmel, die den ganzen Tag weiden und nicht ackern und nicht ziehen durften. Zu den Frauen kamen die Leute von weiter Ferne her, wenn ihnen oder ihrem Vieh etwas fehlte, und holten Heilsames. Vorher mussten die Leute den drei Rossen Ehre erweisen: niederfallen und opfern. Die Zauberfrauen konnten für Alles helfen und hatten viele viele Kenntniss in den heilsamen Kräutern, die sie im Wald und Feld sammelten. Ein Tröpflein aus einem Gütterchen verhalf von der Hexerei, andere Tröpflein liessen die Thiersprache verstehen, wieder andere machten, dass man Diebe und Uebelthäter sah und kannte."

Ein ähnlicher Kultus der Götterpferde, wie der, welchen Tacitus berichtet, und an welchen sich obige Sage und die Mittheilungen Grimms (D. M. 622) anlehnen, lässt sich auch für die Bewohner des Rossberges denken. Doch neben diesem und der Bestimmung des Berges als Sammel-, Opferplatz u. s. w. für die Bewohner der Alb, des Wisatz-, des Steinlachthales u. s. w., ist es, wie wir gleich sehen werden, sehr wahrscheinlich, dass er auch einer besondern Gottheit heilig war.

Wie oben angegeben wurde (S. 19), zogen die Pferde Arwakr und Alswidr den Sonnenwagen.[1] Pferde waren auch dem Sonnengott Freyr geweiht. König Olaf erfuhr, dass die Thraendir (Dront-

[1] Vgl. Buch der Könige II. 7.

heimer) sich wieder zur Verehrung des Gottes Freyr gewendet hätten, dessen Bildsäule noch bei ihnen stehe. Er schiffte zu der Küste hin, wo der Tempel errichtet war, und als er landete, weideten da die Gottespferde. Er bestieg den Hengst, seine Hofleute die Stuten, ritt auf den Tempel zu, warf die Götzen um und nahm Freyrs (Frô's) Bild mit sich weg, um es in Gegenwart der Thraendir zu zerstören (Grimm D. M. 622).

Der Rossberg schliesst sich gegen Südost, da wo er mit der Alb zusammenhängt, an einen mit dieser gleich hohen Bergvorsprung an, Rankapf genannt, der mit dem Rossberg einen Winkel gegen Osten bildet. Wald und Güter an dieser östlichen Seite des Rossberges heissen „auf Lauern", die nördliche Abdachung des gegen Südost vorspringenden Rankapf heisst Scheibenwasen. Der Name Rankapf,[1] der Zielpunkt bedeutet, oder vielmehr Punkt oder Haupt, von dem aus gezielt wird, der Name Scheibenwasen, welcher auf das mehrerwähnte Scheibenschlagen hinweist,[2] und die Benennung „auf Lauern" der nächstliegenden Abdachung des Rossberges, welche die Stelle zu bezeichnen scheint, auf der einst Mädchen (lauernd) die Wendung der den Berg hinabrollenden oder in die Luft geschleuderten Sonnenräder erspähten,[3] um daraus auf den Erfolg ihrer Liebesgedanken zu schliessen, scheinen auch hier auf Spiele und Volksbelustigungen hinzuweisen, welche tief im Heidenthum wurzeln und, nach der gewöhnlichen Annahme, eine Verehrung des Sonnengottes Frô voraussetzen lassen: denn Frô war, wie schon S. 5 erwähnt wurde, nicht nur Gott der Sonne, sondern auch der Ehe u. s. w. (Kuhn, A., Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks 101).

---

[1] Wackernagel Wörterb. 2. altd. Lesebuch, Oskar Schade altd. Wörterbuch. Rân = Râm, Ziel (von zielen, trachten u. s.. w.) Benecke, Müller u. Zarncke m. h. d. Wörterb., Ram = Ziel; ferner das Zielen selbst. In Schwaben sagt man Rahn statt Rahm von der Milch.

[2] Birlinger Volksth. aus Schwaben. II. 60.

[3] Frank, Seb., Weltbuch (S. 51 a.) gibt uns eine Beschreibung dieses Festes aus seiner Zeit: „Sie flechten ein alt Wagenrad voller Stroh, tragen's auf einen hohen jähen Berg, haben darauf (so sie für Kälte bleiben mögen) den ganzen Tag einen guten Muth mit vielerlei Kurzweil, Singen, Springen u. s. w.; um die Vesperzeit zünden sie das Rad an, und lassen's mit vollem Lauf in's Thal laufen, dass es anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel liefe."

Der Filsenberg westlich vom Rossberg ist, soviel mir bekannt, von keiner mythologischen Bedeutung. Die Sage weiss blos von einem Schloss, nichts von einstigen Bewohnern zu erzählen. Filsen heisst unbebauter, wüster Grund, auch Moorgrund.

Der Farrenberg siehe Die Kapelle bei Belsen.

Der Heuberg siehe Die Kapelle bei Belsen.

Der Jergenberg (Georgenberg) siehe Alte Gebräuche und sonstige Erinnerungen aus dem Heidenthum.

Der Schieferberg (Opferstein) siehe Ueber einen heiligen Hain bei Reutlingen.

Alte Gebräuche und sonstige Erinnerungen aus dem Heidenthum.

Von den Volksfesten sind hier aus früherer Zeit nur die Maifeste übrig geblieben. An einem schönen Maitag zieht die Jugend mit Blumen und Fahnen geschmückt, wenige verkleidet, Vormittags in die Kirche, Nachmittags auf einen, von Eichen beschatteten, Wasen und belustigt sich von Mittag bis Abend durch Spiel und Tanz.

Da auch hier, wie anderwärts, die Eltern der Kinder und überhaupt viele ältere Personen an dem Feste theilnehmen und sich mit Bier, Wein und allerlei Speisen gütlich thun, so bleibt der Maitag ein wirkliches Volksfest. Hier hat diese Feierlichkeit den Charakter eines Freudenfestes, das auf ein Siegesfest, welches zu Ehren Baldurs oder Phols begangen wurde, hinweisen könnte.

Der Gott des zunehmenden Lichtes war gegenüber seinem blinden Bruder Hödur, dem Gott des abnehmenden Lichtes, im Mai zu vollkommener Macht gelangt.[1] Blüthen und Blumen wurden darum als Ausdruck dieses Sieges betrachtet. An Baldur oder Phol erinnert das eine halbe Stunde von hier entfernte Städtchen Pfullingen, früher Phullingen; ferner ein Phola- oder Volabrunn (siehe Ueber einen heiligen Hain), auf den wir später zurückkommen. Der Schimpfname, welcher den Pfullingern hier und in der Umgegend gegeben wird, ist ebenfalls bezeichnend und könnte als weiterer Anklang an Phol gelten. Man nennt sie Füllesdriller (Fohlendriller — Quäler), vielleicht, weil sie Fohlen dem Gott Phol oder Vol heilig hielten und opferten. Ganz in der Nähe ihrer Markung liegt, wie wir oben gesehen, der Rossberg. Der Schimpfname

[1] Meine Eddischen Studien (Baldur) 31.

könnte auch eine Hinweisung sein auf den lange erhaltenen Gebrauch von Zaubersprüchen, ähnlich den bekannten Merseburgern.

Noch vor dreissig Jahren war es hier Sitte, nach einer Beerdigung die Verwandten und Freunde in der Wohnung des Verstorbenen zu sammeln und ihnen einen Leidtrunk zu geben, wobei gewöhnlich auf die Trauer eine heitere Stimmung folgte. Auch heutzutage kommt es vor, dass wohlhabende Leute nach der Leiche eines Familiengliedes Wein, Brod, Fleisch u. s. w. unter die Armen vertheilen lassen, wodurch, ohne dass es gegen ihre Absicht wäre, der Trauertag, wenigstens bei den Armen, zu einem Freudentag wird.

Das Leichenmahl ist eine alte und namentlich auch germanische Sitte, die mit den Opfern zu Ehren der Todten zusammenhing (Grimm D. M. 37) und desswegen schon im Jahre 742 auf dem ersten Concil in Austrasien verboten wurde. Den Göttern wurden bestimmte Stücke des geschlachteten Thieres dargebracht, das Uebrige zerlegt, ausgetheilt und in der Versammlung verzehrt (Grimm D. M. 40) Bei gewaltsamem Tode und, wie unten erwähnt wird, auch ohne diese Veranlassung wurden nicht nur die Hausthiere der Verstorbenen, sondern auch Mägde und Knechte als Sühnopfer mit dem Leichnam verbrannt, wie wir aus der älteren Edda und aus der Volsunga Saga XL bei Sigurds Leiche ersehen.

Am Leichenbegängniss eines Königs kreiste der Becher Bragafull, der von allen Mitgliedern der Versammlung geleert wurde mit dem Gelübde: irgend eine That auszuführen. Ynglinga Saga Cap. 40.

Sobald die Helden in Walhalla ankommen, lässt Odhin die Bänke ordnen, die Becher bereiten und Wein auftragen (Grimm D. M. 779). Auch hier musste der Becher kreisen und das fröhliche Trinkgelage der Helden wurde ewig dauernd gedacht. Dieser Auffassung entstammen nach Grimm die Ausdrücke Freudensaal und Freudenthal für Himmel. Herodot V. 4. erzählt uns von dem verwandten thrakischen Volk[1] der Trausen: „Um den, der in's „Leben eintritt, sitzen die Verwandten herum und bejammern ihn „über all des Ungemachs, das er von nun an, da er einmal geboren „ist, zu erdulden hat, wobei sie alle menschlichen Leiden aufzählen.

[1] Schötensack. Ueber die Thraken als Stammverwandte der Gothen. Stendal 1861.

„Wer aber hingeschieden ist, den begraben sie mit Jubel und „Freude, indem sie anführen, wie er nun von allen Uebeln erlöst, „glückselig sein werde.“

Den Freudenbezeugungen der Deutschen bei Leichenbegängnissen scheinen theilweise ähnliche Anschauungen zu Grunde zu liegen; doch ist, soviel mir bekannt, weder ein Gebrauch, noch eine Tradition erhalten, welche auf eine Trauer bei Geburten hinweisen. Die Freude bei der Todtenfeier dürfte darum weniger Bezug gehabt haben auf die überstandenen Mühseligkeiten dieses Lebens, als auf die erwartete Belohnung für den Muth und die Tapferkeit der Verstorbenen, und endlich auf den Glauben an ein neues Leben ewig dauernder Freuden. Darum verweist Helgi der Sigrun ihre Thränen, die alle blutig auf seine kalte Brust fallen, indem er tröstend hinzufügt:

Sind Liebe und Lande uns auch dahin,
So trinken wir, Helden, köstliche Tränke doch!
Und Niemand singe um uns ein Angstlied,
Wenn die Brust auch von Wunden durchbohrt ist.
(Helgi und Sigrun S. 41 üb. v. Hahn.)

Seb. Münster Cosmogr., Basel 1550, S. 929 erzählt von den Livländern: „Wann sie ihre verstorbenen zur Erde bestatten wöllenn, setzenn sie sich um den todten, heben an zu trinken und bringens dem todten auch und giessen syn theil über in.“ Karl der Grosse verbot den Deutschen bei Todesstrafe, auf den Gräbern ihrer Vorfahren zu tanzen, zu singen und zu schmausen. In der Schweiz besteht heute noch ein Todtentanz (Germania v. Pfeiffer XI. 16. Das Allerseelenbrod von Rochholz). Die Würtb. Polizei-Ordnungen vom Jahre 1549 und 1678 (Reyscher XII. & XIII.) verbieten die Leichenmahle, angeblich des unnöthigen Kostens wegen.

Auch der Gebrauch, den verwandten Todten eine handvoll Erde auf den Sarg in das Grab zu werfen, hat wohl keinen christlichen Sinn. Es war bei dem Einsenken der Gebeine eines verbrannten Todten eine symbolische Darstellung der Heiligung des Todten, der Reinigung der Hinterbliebenen und der früher gebräuchlichen Uebergabe des ganzen Leibes an die Mutter Erde, wie sie z B. die Pontificalgesetze Roms bei Cicero de Leg. II. 25 bestimmen. Nach einer Würtemb. Verordnung von 1668 (Reyscher VIII. 344) soll der Gebrauch, Erde in das Grab zu werfen, den Leuten als aber-

gläubisch ausgeredet werden. Bei den meisten Völkern ist die Beerdigung der Verbrennung der Todten vorangegangen. Die eingeworfene Erdscholle war zugleich eine Nachahmung der früher durch die Verwandten selbst besorgten Auffüllung des Grabes.[1]

Nach K. Weinhold (die heidnische Todtenbestattung in Deutschland[2]) wäre bei unsern Vorfahren die Leiche auf dem altherkömmlichen Hel- oder Todtenwege zur Brandstätte gebracht, auch zu Wagen, wahrscheinlich von Rindern gezogen,[3] und bei den Reichen Rinder und Wagen mit verbrannt worden. Der Todte wurde, nach dem Befund der aufgedeckten Gräber, gekleidet, mit Schmuck und Waffen geziert; doch, wie wir oben gesehen, oft ohne Kopf den Flammen übergeben. Ihm folgte in ältester Zeit die Gattin freiwillig oder durch die Sitte genöthigt. Lieblings-Knechte und -Mägde, Pferde und sonstige Hausthiere mussten mit dem Gebieter zu Asche oder mit seinen Resten unverbrannt begraben werden.[4] Der nächste Verwandte zündete den Holzstoss an.

An Weihnachten werden hier Kuchen gebacken von Mehl, Butter und Milch, 1—1½′ im Durchmesser und ungefähr 4″ dick, die man Müllerkuchen nennt. Sie haben die Form eines Kammrades. Die Zähne oder Zinken könnten aber auch eine Nachahmung der Sonnenstrahlen sein, da die Kuchen hier allgemein nur um die Zeit der Wintersonnenwende gebacken werden. Sie gehörten vielleicht zu denjenigen Festzurichtungen, welche in ältester Zeit auf die Vereinigung des Himmelsgottes mit der Mutter Erde Bezug hatten und an welche sich die Hoffnung der baldigen Wiedergeburt der Sonne knüpfte,[5] zumal der Name Müllerkuchen auf den Mythus

---

[1] Vergl. Preller röm. Myth. 480.

[2] Sitzungsbericht der K. K. Akademie der Wissenschaften ph. hist. Cl. Jahrg. 1859. Wien.

[3] Gustav Schwab Gedichte Wurmlinger Kapelle.

[4] Grimm Rechtsalterthümer 451.

[5] Vergl. Rig-Veda (Langlois) B. I. Sect. 1, H. 5, Sect. 5, S. 39. — Sect 2, H. 5, S. 344, §. 3, S. 387, §. 33 u. 36, S. 427, H. 2, §. 4. Nach Hesiod entsteht das Licht aus Erebos und der Nacht, den Ausgeburten des Chaos. Aber der Sonnengott selbst wird zum Titanen und die drohende Wolke mit dem leuchtenden Blitz gestaltet sich zum Cyklopen. Titanen und Cyklopen sind die Frucht der Vereinigung des Himmels und der Erde, was auf eine ähnliche Auffassung, wie die erwähnte, hinweist. Preller griech. Myth. I. 35, 41 etc. Simrock Handbuch 560.

von der Mühle hinzuweisen scheint, in welcher die Sonne jedes Jahr geboren wird.[1]

Eben diese Auffassung mag auch Anlass gegeben haben, dass später die Mühlen zu ähnlichen Festlichkeiten Kuchen liefern mussten.[2] Wir finden den Gebrauch in dem noch vor vierzig Jahren in Sindelfingen üblichen Kuchenritt. Drei Mühlen bei Sindelfingen und eine in dem nahen Dätzingen hatten jedes Jahr am Pfingstmontag einen grossen Kuchen von bestimmtem Gewicht, mit Zinken (Strahlen) versehen, zu steuern. Vier festlich gekleidete Bursche zu Pferd (Kuchenritter), geführt von einem Vorreiter mit blosem Degen in der Hand, eine Zitrone auf der Degenspitze, holten die Kuchen ab, befestigten dieselben auf hohen Stangen, verzierten sie mit Bändern und ritten dann unter Begleitung von Musik durch die Stadt und dreimal um den grossen Brunnen am Kloster herum. Dann ging es zu Tanz und Mahl, wozu die Herrschaft Speise und Trank lieferte.

Dass der Umzug heidnischen Ursprungs war, wie noch viele andere mehr oder weniger abweichende Umzüge, wird sich durch das erweisen, was ich später in dieser Beziehung anzuführen Gelegenheit habe. Die Zitrone auf dem Degen, der Kuchen auf der Stange sind Merkmale einer friedlichen Handlung, eines kampflosen und unblutigen Opferfestes, welche bei den sonst in Deutschland gebräuchlichen Mai- und Pfingstritten, bei dem Frühlingsempfang u. s. w. weniger deutlich hervortreten. Die Form der Opferkuchen mit ihren Zinken, das Tragen derselben auf einer Stange, wie wenn man Etwas hoch über dem Menschen Stehendes bezeichnen wollte, weisen auch hier auf ein Opferfest zu Ehren des Sonnen- oder des Himmelsgottes, also auf Frô, Zio oder Wuodan

---

[1] Kuhn, Ad., die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Der Gedanke an eine Sonnenmühle ist nach Kuhn 253 aus dem Werkzeug der Feuerbereitung, das einer Handmühle gleichen musste, entstanden; weil die Indogermanen annahmen, dass die Sonne jeden Abend erlösche und das Feuer zum Wiederanzünden der Sonne und des Blitzes in den Wolken auf die gleiche Weise, wie auf der Erde, nämlich durch die schon oben angeführte Umdrehung einer Scheibe oder eines Rades mit Quirl, hervorgebracht werde, was einer Geburt der Sonne in der Mühle entsprechen würde. Die Milchstrasse, die man noch jetzt Mühlenweg nennt (Kuhn, obiges W. 115), wurde als Weg zu der Sonnenmühle gedacht. Heimskringla. Harald Haarfagers Saga Cap. XVI.

[2] Vergl. Meier, E., Sagen S. 429. 512.

hin. Es ist gewiss nicht zufällig, dass die dem umkreisten Brunnen [1] nahe liegende Stiftskirche, welche im Jahr 1063 erbaut wurde, dem heiligen Martin geweiht ist, der von den bekehrten Heiden an die Stelle ihres Wuodan gesetzt sein wollte. [2]

Auf das Fest der Erscheinung oder vielmehr am nächsten darauf folgenden Donnerstag werden hier Kuchen in Form eines Sternes gebacken, Mutscheln genannt, deren Spitzen (Zinken) hervorragender und deutlicher als die erwähnten die strahlende Sonne darstellen. Man glaubt hier allgemein, dass dieser gebackene Stern den der Weisen aus Morgenland bezeichne. Das christliche Fest ist aber anerkannt, wie das kaum vorangegangene Christfest, der Zeit einer heidnischen Feier, dem Julfest, angepasst, und wenn einzelne Götter in ein und derselben Zeit oder in verschiedenen Eigenschaften gefeiert wurden, mussten schon desswegen die Festlichkeiten mehrere Tage dauern oder, wie noch jetzt bei den Katholiken, auf andere Tage verlegt werden. Die Loostage oder vielmehr die Nächte gehörten noch der heidnischen Festzeit an. Der Drei-Königstag wird jetzt noch das grosse Neujahr genannt. [3] Zu König Hakon Adelsteins Zeit währte das Julfest vom 25. December an drei Tage, während es früher auch in die Mitte des Monats Januar fiel. [4] Die besseren und grösseren Mutscheln haben einen Kranz von derselben Masse, was sie als Opferbrode kennzeichnet, während dieser Kranz für das Sternbild keinen Sinn hätte. [5] Ueberhaupt war es, soviel mir bekannt, nur bei den Heiden, nie bei den Christen Sitte, durch die Form des Backwerks gewisse Feste zu bezeichnen. Grimm wünschte sich darum im Interesse der deutschen Mythologie eine Geschichte der Backwerke.

Um die Zeit der Sommersonnenwende wurden hier noch vor

---

[1] Die Stelle des Brunnens, der nach Löher's hds. Chronik S. 269 erst im Jahre 1544 erbaut wurde, trug vielleicht früher ein Standbild des heiligen Martinus.

[2] Beschreibung des Oberamts Böblingen 225. Schönhuth Chronik der Stadt und des Stifts Sindelfingen 54. Meier, E., D. S. Maier Stpf. brief. Mitthlgen.

[3] Grimm D. Sagen 7 Nro. 4

[4] Mannhardt, die Götterwelt 240.

[5] In Grimm's Rechtsalterthümer 359 kommen Mutscheln als eine Art Abgabe vor, „ouch ist zu wissen, daz derselb hofman der solle dem dorf Rastetten zur wihennacht ein halb malter kornes zu brot machen mit namen mutscheleibelin u. sol es den kinden geben zue einer gedechtnis.

wenigen Jahren Vochetzen, beim Volke bald Vokatzen, Fogatzen, bald Vogetzen oder Fochetzen-Plätze in Form von runden Kuchen mit Zwiebeln, Speck u. dergl. $1^1/_2{}'$ im Durchmesser, 2—4‴ dick, gebacken, und die Knaben zeichneten die Form derselben mit Kreide an die Scheunen und Hausthüren. Man nannte den Tag Vochetzen- oder Fogatzen-Tag und brachte ihn in Verbindung mit einem Feste der Reichsstadt. Jetzt backt man diese Kuchen jeden Sonntag, als Kraut- und Zwiebelkuchen (Plätze) und der Name Fogatzen würde verloren gehen, wenn nicht andere Umstände, die ich sogleich erwähnen werde, denselben erhielten. Gayler in seiner Geschichte der Stadt Reutlingen leitet den Namen von dem ital. focaccia ab, den gleichlautenden des Waldes und einer Gasse in Reutlingen verweist er auf andere Deutungen. Die Sitte, Fogatzen zu backen, ist aber, wie wir gleich sehen werden, älter als die italienische und vielleicht auch älter als die lateinische Sprache.

Isidorus Hisp. († 636) Orig. 20, 2. 15. sagt: cinere coctus et reversatus est focacius, und so zubereitet treffen wir diese Kuchen schon bei den Bewohnern der Pfahlbauten, die zum mindesten älter sind, als die Stadt Rom.[1]

Grimm führt in seinem deutschen Wörterbuch unter Fochenz an das a. h. d. Fochanza, Fochenze bei Graff, das schweizerische Vogetze bei Stadler u. s. w. und findet am einfachsten das a. g. s. foca, panis sub cinere pistus, als offenbar aus dem lat. focus, Herd, abstammend.

Bei Müller und Zarncke, bei Schmeller, bei Diez und Anderen wird das Wort ebenfalls von focus abgeleitet. In den romanischen Sprachen haben wir dafür annäherndlautende Wörter, was als Bestätigung der Richtigkeit dieser Ableitung von focus betrachtet wird, auf jeden Fall aber die grosse Verbreitung dieses Kuchens beweist, und ihn als Opferbrod zu bezeichnen scheint.

Für den Etymologen ist diese Ableitung ausser allem Zweifel, dem Laien will sie weniger zusagen. Sie setzt voraus, dass die Deutschen vor ihrer Berührung mit den Römern entweder gar nicht gekocht noch gebacken, und folglich auch keinen Namen, weder für Feuerstätte, für Herd, noch für die darauf gebackenen Opferkuchen (Vochatzen) in ihrer Sprache gekannt haben, oder beides

---

[1] Mittheilungen der antiq. Gesellschaft. Zürich XIV. H. 1, 16.

war der Fall, aber sie vergassen diese Benennungen in Folge ihres Umgangs mit den Römern und an die Stelle der deutschen traten die lateinischen Benennungen focus und focacius. Weder das eine noch das andere ist wahrscheinlich, weil wir bei dem Umstand, dass die deutsche Benennung der Feuerstätte: Herd, erhalten ist, zugeben müssten, dass wohl die Ableitung von focus, nemlich das focacius oder Vochetzen, bei den Deutschen geblieben, focus selbst aber vergessen und durch das alte Wort Herd wieder ersetzt worden wäre. Bei den Römern hiess indessen der Opferkuchen „libum“. Wenn nun die Deutschen ihre Opferkuchen nicht schon vor ihrer Bekanntschaft mit den Römern gekannt und benannt hätten, würden sie wohl dieselben nach dem libum der Römer benannt haben, wie von placenta der Name „Platz“ für den Kuchen, der nicht zum Opfer bestimmt und früher wahrscheinlich die gewöhnliche Brodform war, abgeleitet, sich jetzt noch erhalten hat. Ohne Zweifel bestand bei den Deutschen der Name „Platz“, neben Vochetzen, seit der Zeit ihres Verkehrs mit den Römern; aber mit dem Aufhören des Opfers verschwand auch das Verständniss der Bedeutung des Namens und des Unterschiedes zwischen Vochetzen und Platz, und desswegen ist der letztere, jetzt der gewöhnliche Name für alle derartige Kuchen, erhalten geblieben. Man kann einwenden, die Deutschen haben diese Kuchen, wie es wahrscheinlicher ist, als Opferkuchen schon lange vor ihrer Bekanntschaft mit den Römern gehabt und in ihrer Sprache benannt; aber eben, weil sie Opferkuchen waren, wollte man die Erinnerung an den heidnischen Zweck dadurch auslöschen, dass man ihnen dafür eine Benennung aufdrang, welche das Volk gar nicht verstand. Nun klingt aber, wie erwähnt, der Name dieses wahrscheinlichen Opferkuchens bei den romanischen Völkern übereinstimmend mit dem deutschen und wiewohl die Romanen in Sprache und Sitte den Römern viel näher standen, als die Deutschen, soll doch auch ihre Benennung des Kuchens von dem lat. focus abstammen. Es bleibt dabei zu erklären, wie gerade dieser Kuchen und nur dieser seinen Namen von dem Herd haben soll, während doch die Kuchen später sehr wahrscheinlich alle bei den Römern nur auf dem Herd gemacht wurden.[1]

Eine allgemeine Octroyirung des Namens ist aber schon dess-

[1] In der ältesten Zeit wurden nach Varro, Tertullian u. A. (siehe Preller r. M. 286) die Opferkuchen bei den Römern gekocht.

wegen nicht anzunehmen, weil diess einen combinirten Plan voraussetzt, der, wenn die Sache auch wichtig genug gewesen wäre, unter den damaligen Verhältnissen und in so grossen Länderstrecken nicht denkbar ist, obwohl vieles unter dem Einfluss der Päpste geschehen konnte; ferner, weil der römische Namen des Kuchens und des Herdes den Romanen noch zu nahe lag, zu bekannt war. Wenn aber diese Allgemeinheit ausgeschlossen wird, ist auch das Specielle für die Deutschen, schon desswegen, zum Mindesten nicht wahrscheinlich.

Diess alles könnte möglicherweise darauf hinweisen, dass der Kuchen, dessen Namen man heute von focus ableitet, bei den Römern erst bekannt wurde, als ihre Sprache schon vielfach durch fremde Elemente gemischt in die romanischen Sprachen allmählig ausfloss, wenn auch die Schriftsprache verwildert noch lange lateinisch blieb.[1]

Die ältesten Benennungen des Kuchens, das oben angeführte focacius des Isidor und das foca der Angelsachsen wäre eben so gut von unserem Fokatz oder Fogatz (siehe unten), als von dem lateinischen focus abzuleiten und dürfte als weiterer Beweis dienen, dass das deutsche Wort weder von focus noch überhaupt von der lat. Sprache abzuleiten sei; dass es vielleicht auch eines der lateinisch klingenden deutschen Wörter sein könnte, wie wir deren noch andere, z. B. Nase, nasus, haben, dessen Wurzel wir an der Urquelle beider Sprachen suchen müssen.

Die verwandten Sprachen, sagt Klaproth (Asia polyglotta 43), sind Geschwister. Das gleichlautende stammt aus denselben Wurzeln, in gemeinsamer Heimat entstanden. Isidor wollte demnach keine Ableitung von focus, sondern die deutsche Benennung latinisirt geben.

---

[1] So sind vielleicht viele deutsche Wörter, die aus der lateinischen Sprache keine directe, mit dem Sinn und Laut des Wortes übereinstimmende Ableitung zulassen, wohl aber in den spätlateinischen oder in den neugebildeten romanischen Sprachen Stammwörter für dieselben zu bieten scheinen, eher selbst als Stamm- und Wurzelwörter zu betrachten, als die auf indirectem Wege aus der lateinischen Sprache oder auf directem aus dem spätlateinischen und den romanischen Idiomen anscheinlich gewonnenen. Die Geschmeidigkeit und Geneigtheit der Deutschen seit vielen Jahrhunderten, sich das Fremde anzueignen, ist nicht in Betracht zu ziehen für die Deutschen als Eroberer, weil das Gefühl der Macht den Trotz erzeugt und die Lust, sich und das Seinige zur Geltung zu bringen. Vergl. Aelianus XII. 23

Die späteren Lateiner und die Romanen haben also von dem deutschen Fokatz, Fokatzen (wie man jetzt noch hier sagt) ihr focacius, focaccia u. s. w. als Benennung ihrer Opferkuchen erhalten und zwar in der Zeit, in welcher die germanischen Völker Italien, Gallien, Spanien u. s. w. bewohnten.[1]

Angenommen, das Stammwort von Fogatz, Fokatzen, Vogetzen u. s. w. wäre in der Ursprache dasjenige gewesen, von welchem die Deutschen das Phoghat, Fokat und Voget, die Lateiner das vocatus u. s. w. haben,[2] so konnte man die Opferkuchen als ein Fogat-atz, Voget-atz, zusammengezogen[3] als Fogatz, Fokatz, Vogetz und mit der späteren Umwandlung des atz in ezzen als Fokatezzen u. s. w. oder als Fokatzen, Vogetzen auffassen.

Bekanntlich ist Fokat, Voget unser Vogt in sehr weitem Sinne genommen worden. Es bedeutet Schirm- und Schutzherr, und nicht nur Könige und Kaiser wurden Vogt genannt, sondern sogar auch Gott wird als Vogt der Welt betrachtet.[4] In der Gegend von Kyburg (Schweiz) nennen die Bauern diese Kuchen „Vogtsbrod“; denn dem zu Herbst- und Maigericht kommenden Vogte von Kyburg musste Weissbrod vorgesetzt werden.[5]

Fokatzen, Vogetzen wäre demnach gleichbedeutend mit Vogtessen, oder als Opferbrod hätte es den Sinn der Götterspeise. In-

---

[1] Die Verderbniss dieser modernen (neulateinischen) Dialekte, sagt Müller, Max, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache v. Böttger, 2. Aufl. 167, ist wohl zum grossen Theil dem Umstande beizumessen, dass sie in der Form, in welcher wir sie nach dem achten Jahrhundert kennen lernen, wirklich neulateinische, von den teutonischen Barbaren angenommene Mundarten sind und dabei nicht nur von teutonischen Wörtern, sondern sogar teutonischen Sprachweisen, Redensarten und Constructionen strotzen.

[2] Wie libum von Liber abgeleitet wird, dem er zuerst geopfert worden sein soll. Vgl. Preller röm. Myth. 444.

[3] Arzat a. h. d. = Archiater (Arzt). Vergl. Wackernagel, W., die Umdeutschung fremder Wörter S. 33 u. f. In Tuttlingen, wo man das weibliche Geschlecht gerne mit zwei Vornamen nennt, sagt man: Rachebäb für Rahel Barbara, Maruss statt Maria Ursula u. s. w. Nüscheler die Gotteshäuser u. s. w. Zürich, S. 56. Ems = Amedis S. 115. Dettli = Theodul.

[4] Müller und Zarncke m. h. d. Wörterbuch.

[5] Der Verfasser der Schrift: «Das Brot im Spiegel schweizer.-deutscher Volkssprache und Sitte» (Leipz. 1868), S. 128, welchem der Anklang der Bezeichnung dieser Brodgattung an ein fremdes Wort (focus) überzeugender ist, als Ueberlieferung und erhaltener Gebrauch, findet den Grund so nahe liegender Deutung in der Einfalt der Bauern.

dessen bildet für den Zweck dieser Abhandlung die Wurzel von Fochatzen kein wesentliches Moment. Wir kommen zu demselben Resultat, ob Fochatzen vom Lateinischen oder ob die lateinische Benennung focacius von dem deutschen Fochatzen abstammt. Wie schon bemerkt haben die Reutlinger eine Strasse: Vogetzen- oder Vochetzen-Gasse, und einen Wald, Fokatzen-, auch Vochetzenholz genannt. Die zunächst liegenden Flurstücke, welche ohne Zweifel früher ebenfalls Wald gewesen sind, haben denselben Namen Fokatzen- oder Fochetzenholz.[1] An ein Eigenthum oder Benützungsrecht von Bäckern (Fochenzer?) ist nicht zu denken, weil diese Waldbenennung in eine Zeit hinaufreicht, in welcher jeder sein eigener Bäcker war.

Da Vogetzen Kuchen sind, so lässt sich bei dem Namen eines Waldes (Fokatzenholz) kaum etwas Anderes denken, als dass Kuchen dieses Namens in dem an einem Bergrücken gelegenen Walde gebacken wurden und am nächsten liegt der Gedanke, dass diess eine heidnische Sitte gewesen und die Kuchen selbst Opferkuchen waren,[2] die vielleicht dem Schutzgott (Voget) oder Hauptgott der Sueven unter den noch auf unsere Zeit gekommenen Schwerttänzen dargebracht und verzehrt wurden.[3]

---

[1] Nach Förstemann. Die deutschen Ortsnamen 164 kommen im 11. Jahrh. Uogetsawa und Fogetzhagen vor. Der Name Vogtsessenholz u. s. w., wie er sich hier herausstellen würde, scheint zwar auffallend zu klingen, aber ähnliche Zusammensetzungen sind hier nicht selten, z. B. Hundschleewald, Hohlichterrainwald u. s. w.

[2] An Fochetzenholz und das Thal angrenzend liegen Weinberge, welche den eigenthümlichen Namen Ofenschälter führen. Ofenschälter (—Schalter) nennt man die noch vor wenigen Jahren hier gebräuchlichen zum Schieben hergerichteten steinernen Ofenthüren. Denkt man sich nun bei der Bereitung der Opferkuchen einen Fortschritt vom Backen in der Asche und auf der Erde zum Backen in dem Ofen und diesen in das ansteigende Terrain eingesetzt, so dass vom Ofen schon desswegen oder weil das Gewölbe nach Jahrhunderten eingefallen war, nichts als der Ofenschälter sichtbar sein konnte, so hat der Name Ofenschälter einen Zusammenhang mit den oben angenommenen Opferkuchen und der sonderbare Name eine naheliegende Erklärung.

[3] Die Einwohner des Städtchens Pfullingen hatten früher das auffallende Recht, ihre Schweine in diesem Reutlingerwald zu weiden, was vielleicht auf ein Vorrecht, die Opferthiere liefern zu dürfen, hindeutet. Bekanntlich ist das Schwein das älteste Opferthier und der Eber das Sinnbild der Sonne. Die von E. Meier deutsche Sagen 150 angeführte Aeusserung kann auf das erwähnte Recht der Pfullinger hindeuten. Vergl. Grimm D. M. II. 1203. zu S. 83.

Der jetzt halb vergessene Name der kleinen Strasse Fochetzen-Gässle, jetzt Nürtinger-Hofgasse, dürfte in später Zeit entstanden sein, wo die Sitte des Kuchenbackens und Essens in dem Dorfe Reutlingen, wie jetzt in der Stadt, nicht des Gottes, sondern des Gaumens wegen erhalten wurde, und sich wohl auf gewisse Localitäten oder auf besonders Berechtigte beschränkte, wie die Familiennamen Vochenzer und Vochezer anzudeuten scheinen. Vielleicht war es der Gott des leuchtenden Himmels und des Krieges Tiu, später Ziu, dem hier in der letzten Eigenschaft diese Flammkuchen geweiht waren. Auch in den heutigen Kirchweihkuchen, welche den Vochetzen, Plätzen oder Kuchen in der Form, mehrere Gattungen dem Inhalte nach ganz, sonst aber sehr ähnlich sind, findet der angegebene Zweck der Letzteren eine Bestätigung; denn die Kirchweihen sind an die Stelle der Opferfeste getreten.[1]

Man nannte die Schwaben noch im 9. und 10. Jahrhundert Ziuwari (Männer des Ziu oder Zio), was schon auf eine hervorragende Stellung des Gottes Zio hinweist und das vermuthete Schutzpatronat als wahrscheinlich annehmen lässt.

Das Diminutivum von Vochetzen heisst Vögetzle oder Vöchetzle und so wird ein kleines Brod genannt, das hier die Bäcker den Knaben geben, wenn sie mehrere Brode zugleich kaufen. Das unzweifelhafte Diminutivum von Vogetzen ist also eine kleine Gabe, und die angeführte Deutung des Wortes, bis auf unsere Zeit, als Gabe erwiesen..

Schon die Gesetze Manu's (III & V) erwähnen die Kuchen (pinda) als Gegenstand der den Manen dargebrachten Opfer. Sapinda nannte man die Mitglieder einer Sippe, welche gemeinschaftlich ihren Ahnen Opferkuchen darbrachten. Auch in den Hymnen des Rig-Veda sind die Opferkuchen mehrfach angeführt. Jeremias, Capitel VII, Vers 18, klagt über den heidnischen Gebrauch der Kuchenopfer. Tibull I, 11. 23. erwähnt die Kuchen bei dem Kult der Laren.

Nach der Milstädter Handschrift der gereimten Genesis, welche Diemer herausgegeben hat, muss Sara Vogetzen backen. „Saram hiez er (Abraham) wrchen dri uochenzen.“ Also noch im 11. Jahrhundert waren die uochenzen nach dem Urtheil des Dichters eine

[1] Simrock Handb. d. d. M 553. Meier, E., Sagen u. s. w. aus Schwaben I. 64. II. 467.

passende Speise für himmlische Gäste. Das n statt t oder z klingt wie aus dem Munde eines hochdeutsch sprechen wollenden Schwaben. Das Buch von guter Speise (aus dem XIV. Jahrh.), welches der literarische Verein in Stuttgart mit seiner IX. Publication veröffentlicht hat, bringt S. 3 ein Recept: Heidnische Kuchen, welches ganz mit der Zubereitungsweise der Vochetzenkuchen übereinstimmt, mit der einzigen Ausnahme, dass man jetzt den Speck mit Zwiebeln oder mit Salz, seltener mit Aepfeln und noch seltener mit Fleisch verbindet. Die Sage macht aus diesen Kuchen (in der Schweiz auch Wayen genannt) die Lieblingsspeise der Erdmännlein, Erdweiblein, der Zwerge, der Kobolde, der Irrlichter u. s. w. und lässt sie hie und da von Bergmännchen, Meerfräulein und von Hexen backen.[1]

Die Anhöhe, auf welcher der Fokatzen- (Vochetzen-) Wald gelegen war und zum Theil noch liegt, endet in der Entfernung von ungefähr 10 Minuten mit einem, ausser dieser Verbindung freistehenden, kegelförmigen höheren Berge, Jergenberg (Georgenberg) genannt. Auf der kleinen Fläche seines Gipfels stand noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts eine kleine Kirche oder eine Kapelle, von der Fizions Chronik S. 91 sagt:

Vor Zeitten oben Uff dem Berg
Da stundt ein Kürch, du's eben merkh,
Dahin vor alther Zeitt Unnd Jor
Ein grose Wallfartt gangen wor
Wor in der Ehr S. Jergen bawt
Dem Hoiligen Rütter wol vertrawt u. s. w.

Zingerle erwähnt (Zeitschrift für die deutsche Mythologie, h. v. Wolf I. 325) ebenfalls einen Georgenberg in Tyrol als Wallfahrtsort, der nach seiner Ansicht, wie die meisten bedeutenden Wallfahrts- und Gnadenorte, aus einer heidnischen heiligen Stätte in eine christliche umgewandelt wurde. Bei der Einführung des Christenthums wurden die verschiedenen Eigenschaften der alten Götter den Heiligen zugewiesen, oder sie eigneten sich dieselben von selbst an. Wolf, Beiträge I. 40 u. s. w. weist nach, dass die Rolle des Kriegsgottes dem Erzengel Michael, dem heiligen Martinus und dem Ritter St. Georg zufiel. St. Georg war nach dem, was die Legende von ihm

[1] Grimm Deutsche Sagen Nro. 298. Meier deutsche Sagen aus Schwaben S. 72, 75. Rochholz Natur-Mythen 112, 117, 132, 183, 258.

erzählt, die passendste Gestalt, um den Kriegsgott Tyr, den Zio der Schwaben zu ersetzen.

Schon der Kampf des Ritters mit dem Drachen und der des Gottes Tyr mit dem Wolf Fenrir bietet eine Analogie. Muskatblüt (Lieder III. 92) ruft ihn an „zu döden dusen drachen“ (Hussiten). Bei Uhland Volkslieder S. 365 heisst es:

Sant Jörg, du edler Ritter
rottmaister solltu sein u. s. w. und S. 370:
Sant Jörgen tund sie schrien
soll ir rottmeister sin
schemt euch, ir schelmeswien!
der tüfel gibts üch in, u. s. w.

Wolfdieterich sagt vor dem Zweikampf, durch Messerwerfen, mit dem Heiden Belian 1095 (Ausg. v. Holzmann):

Herre sant Jerge, du solt mir bigestan,
und la mich geniesen, daz ich din hemde an han.
Spreng ich in das wasser, so tribent mich die unden dan;
geminne ich denn die junkfrowe, goz huld mus ich verlorn han.

Noch im Mittelalter herrschte nach Ph. Dieffenbach der Gebrauch zu Friedberg, das schönste Ross aus der Kriegsbeute zu verkaufen und den Erlös St. Georgs Kirche zu schenken. Als Ludwig der Milde von Thüringen zum zweitenmal zum heiligen Grab zieht, wird ihm vom Himmel herab das Panier des heiligen Georgs nach Eisenach gesandt. St. Georg hilft dem Hochmeister Albrecht gegen die Polen in strahlender Rüstung, wie nach Saxo Gr. Odhin den Schweden beistand.[1] Im Dellbrück'schen in Westphalen sang man nach Reiner Reineck:

St. Jodute war ein heiliger Mann,
wie der feind kam, ging er voran u. s. w.

Jodute = Tiodute als personificirter Hilferuf an Tio oder Zio. (Petersen Zioter [Zeter] oder Tiodute. Forschungen zur deutschen Geschichte VI. 225.) Als der Pappenheimer über den Zweikampf nachdachte, den er mit den Hunnen bestehen sollte, erschien ihm der heilige Georg, um ihm zu sagen, dass der Schneider von Lauingen zu diesem Werk auserwählt sei und siegen werde.[2] Der Ritter

[1] Wolf Beiträge z. d. Myth. II. 101.
[2] Grimm Deutsche Sagen Nro 467.

wurde, wie der Kriegsgott, von den Kriegern um gutes Wetter und um Sieg gebeten. Er ist der Schutzpatron des britischen Reiches. Agricola lässt ihn in seinen Sprichwörtern II. Nr. 301 an die Stelle des Mars treten. Die Osseten machen aus dies Martis einen Georgtag. (Grimm D. M. XXXIII.) Ad. Kuhn glaubt ihn in den englischen Volksgebräuchen als Wuodan zu erkennen. Alle diese Umstände lassen über den Zusammenhang des Ritters mit dem Gott kaum einen Zweifel aufkommen.

Der Jergenberg, dessen Spitze, wie erwähnt, ganz in der Nähe des dem Gott geweihten Waldes gelegen ist und die Kapelle des Ritters trug, steht der gleichförmigen Achalm westlich gegenüber, beide frei, wie Wächter der Albkette.

Die Tödtung des Lindwurms stellt den Sieg des Christenthums über das Heidenthum vor, und so war eine höhere Stellung für den Sieger geeignet und eine Rücksicht, welche bei Erbauung der Kirche beachtet werden konnte, wenn der Berg nicht schon vorher dem Gott des leuchtenden Himmels und des Krieges, dem Zio heilig war. Tyr (Tiu) wurde zwar unter dem Symbol des Schwertes verehrt,[1] aber da mehrere der Attribute Tyrs, wie die Gewalt über den Krieg, nach und nach auf Odhin übergegangen sind, kann auch, wie Simrock[2] richtig bemerkt, Odhins Speer Gungnir einst dem Tyr zugehört haben.[3] Die Lanze war auch Symbol des Mars und

[1] Steht vielleicht die Sage von dem Schwerte der Herren von Stöffeln und die von dem Schimmelreiter bei der Altenburg, der nur einen Arm gebrauchen kann, im Zusammenhang mit dem Schwerte Tyrs und seiner abgebissenen Hand? Meier D. S. I. 105. II. 345. Der Stöffelesberg liegt dem Jergenberg südwestlich, die Altenburg westlich, beide eine halbe Stunde von einander entfernt gegenüber.

[2] Simrock Hdb. 320.

[3] Aehnliche Uebergänge und der Wechsel der Macht im Götterglauben drücken sich, in der symbolischen Sprache der Edda, gewöhnlich durch Verzicht auf ein Körperglied oder ein sonstiges dem Gott werthes Gut aus. So legt z. B Odhin ein Auge (die Sonne), das er von dem Himmelsgott Zio erhalten, in Mimisbrunnen nieder, um aus demselben die Gabe der Weisheit zu empfangen, d. h. Odhin wird, nachdem der Glaube an ihn als Himmelsgott allmählig geschwunden, als ethischer Gott verehrt (vgl. Rupp Eddische Studien S. 42). Bei Zio bezeichnet der Verlust der rechten Hand den Uebergang des Glaubens von Zio auf Odhin an dessen Macht als Kriegsgott. Auch Zio ist nicht gezwungen, seine Hand zu opfern, er legt sie heldenmüthig in den Rachen Fenrirs, um die Asengötter vor diesem gefährlichen Feinde noch länger geschützt zu erhalten (vgl. Grimnismâl 34).

Pfleiderer in seinem eben erschienenen Werke «Die Religion, ihr Wesen

des sabinischen Quirinus. Uebrigens gibt es auch Ritter St. Georg mit dem Schwert. In der prosaischen Zusammenstellung des von Greif in der Germania von Pfeifer I. 165 veröffentlichten: Ein Spil von St. Georg, heisst es: und er zucket sin swert und fachte mit dem drache und er überwand den drache u. s. w. Auf byzantinischen Bildern hält St. Georg in der Rechten sein Schwert, in der Linken die Scheide. Gutschmid findet in Mithras das Vorbild des heiligen Georg. Als Repräsentant des Lichtes galt er als Vernichter der Dämonen. St. Georg überwindet den Teufel (Apollo), was später auf das Heidenthum gedeutet wurde. Georgios, d. h. Mann der Landbauern, ist ein Beiname Mithras (Germania v. Pfeiffer IX. 473); was Zio (Saxnot) selbst betrifft, so stellt ihn Widukind (Res Saxonicae Lib. I. c. 12) bei Erwähnung einer Siegesfeier der Sachsen als Mars mit dem Sonnengott Apollo zusammen.

Ein Bild in grober Sandsteinmasse,[1] wie sie unsere Gegend liefert, das vor einigen Jahren bei Erweiterung eines Kellers gefunden wurde, bietet sehr verlockende Merkmale, um es als eine Darstellung des Gottes Zio zu betrachten. Das Steinbild ist cylinderförmig, 5 Zoll dick und hat 12 Zoll württemb. im Durchmesser. Auf der einen Seite ist die Sonne mit 14 flammartigen Strahlen, auf der andern ein römischer Krieger ungefähr 4 Linien erhaben eingehauen. Es scheint, wie die Bilder der Nehalennia, von einem römischen Steinmetzen oder von einem Deutschen, der bei einem Römer gelernt, verfertigt worden zu sein, der den Kopf, wie ich vermuthe, eines Kriegsgottes nicht besser, als durch den eines römischen Kriegers und einen Himmelsgott nicht anders als durch ein Bild der Sonne darstellen zu können glaubte. Dem Auge des Kriegers gegenüber erkennt man das Zeichen ᛏ, also das tac ᛏ (*T*) bei Hrabranus u. a., wobei der feinere kürzere Strich auf der linken Seite, vielleicht der groben Masse des Steines wegen, in e i n e Linie

und ihre Geschichte» erklärt II. S. 87 die Einhändigkeit Zio's aus der Halbirung der Zeit in Tag und Nacht. Aber da der alte Himmels- oder Licht- und Kriegsgott Zio nicht schon von Anfang an einhändig erscheint, sondern erst im Laufe der Zeit die rechte Hand verliert, so wäre bei dieser Annahme, wenn hier mit Pfleiderer der Lichtgott in Betracht kommen soll, ein beständiger Tag vorangegangen und somit erst aus dem Licht die Nacht, und zwar als das Bessere (der dafür gegebenen rechten Hand wegen), entstanden, was nicht wohl anzunehmen ist (vgl. Gylfaginning 10).

[1] Jetzt im Lapidarium des K. Museums der bildenden Künste in Stuttgart.

mit der mittleren ausgebrochen zu sein scheint, indem dadurch diese in ihrer oberen Hälfte viel dicker als unten geworden ist. Gegen die Mitte der Nase steht ᚣ, wie das huyri (y) bei Hrabranus und im Codex Exoniens, auch ähnlich dem nordischen ᛦ (y). Bei der Nasenspitze erkennt man weniger deutlich ein Zeichen wie V (auf dem Holzschnitt zu stark ausgedrückt), welches gleichbedeutend mit U ist. Bis zu diesem Punkt hätten wir also den Namen Tyu. Die Rune Y, welche schärfer und grösser als die übrigen Zeichen dem Mund des Kriegers gegenüber eingehauen ist, könnte eine Wiederholung des V sein, nur mit dem Zusatz der senkrechten Linie, wie ein, dieser Form ähnlicher Buchstabe im Altgriechischen und in der etruskischen Sprache als *x* mit Y und Ψ ausgedrückt vorkommt. Mehr Wahrscheinlichkeit hat indessen die Annahme, dass, da dieses Zeichen viel grösser und deutlicher als die vorstehenden ist, dasselbe den Inhalt der ganzen Inschrift bedeute oder wiederhole;[1] denn auch im Norden bedeutet ᛏ allein den Namen des Gottes Tyr (Grimm über deutsche Runen 93). Als deutsche Rune mit der Bedeutung des *T* weiss ich das Y zwar nicht anzuführen, aber in der Form von V kommt es als *T* nach Grimm im Codex Vindob. vor. Häufig findet man es dagegen als *T* auf Inschriften der stammverwandten Sprachzeichen der Etrusker, welche Lanzi, Vermiglioni, Winkelmann (II. 174) und Andere mittheilen. Der Zusammenhang ist um so wahrscheinlicher, als die einstige Anwesenheit der Etrusker in dem benachbarten Rätien keinem Zweifel unterliegt (vgl. Inghirami: Lettere die etrusca erudizione p. 212 u. f. Fiesole 1839, Steub: Ueber die Urbewohner Rätiens u. s. w. München 1843). Endlich könnte Y auch ein vereinfachtes ᛉᛏᛉ, Z oder Zio sein.

Nun kann man freilich auch denken, das grössere deutlichere Zeichen Y sei ein Steinmetzzeichen, die übrigen weniger deutlichen nur zufällige Bildungen der Steinmasse. Aber vor dem 12. Jahrhundert gab es keine Steinmetzzeichen und wie kämen in diese Zeit der Kopf eines römischen Kriegers und eine Sonne auf einem, wie das Döbelloch und die Masse zeigt, im Freien aufzustellenden Bilde zusammen? Gegen die Annahme zufälliger Massenbildung lässt

[1] Siegrunen schneide, wenn du Sieg willst haben;
Grabe sie auf des Schwertes Griff,
Auf die Seiten Einige, Andere auf das Stichblatt,
Und nenne zweimal Tyr (Edda Sigrdrifumâl 6).

sich einwenden, dass sowohl bei dem ᛉ als bei ᛅ und ᛕ eine Vertiefung greifbar ist, und die Zufälligkeit einer Bildung wie die des ᛅ eine kaum denkbare genannt werden kann, zumal alle die erwähnten Zeichen nur in der kleinen, durch den Kreisabschnitt vor dem Gesicht begrenzten Fläche, sonst aber nirgends gleiche oder ähnliche Zeichen auf dem Stein sichtbar sind.

Dr. F. Dietrich (Die Blekinger Inschriften u. s. w., Marburg 1863) hält die Rune ᛉ, welche sich auf der sechszeiligen Inschrift von Biörketorp einmal befindet, für gleichbedeutend mit ᛘ, welche in derselben Inschrift siebenmal und zwar einmal in der gleichen Zeile mit ᛉ vorkommt, für ein *M*. Er stützt sich dabei auf ein gleiches Zeichen, das in der Sölvitsborger Schlossfelder Inschrift mit etwas abgeriebenem linken Zacken der Gabel vorkommt, indem er annimmt, dass die Abreibung sich auch weiter erstreckt haben könne, und wenn man sich den Grundstrich nach oben fortgesetzt denke, so entstehe die gewöhnliche Form von *M* daraus. Möglich aber sei, dass die Rune ᛉ als eine Nebenform von ᛘ gegolten habe, denn diese Rune Man zeige auch sonst Variationen wie ᛘ u. s. w.

Wenn die Rune in der Sölvitsborger Schlossfelder Inschrift eine Verwischung zeigt, die zu obiger Folgerung führen kann, so ist diess sowohl bei der Biörketorper Inschrift als bei der oben beschriebenen nicht der Fall. Die Gabel auf diesem Stein lässt auf jeden Fall die Voraussetzung einer Verwischung nicht zu, da der Raum zwischen der Gabel ganz glatt und mit der Fläche des äusseren Raumes übereinstimmend ist. Als mögliche Abweichung hat diese Annahme weniger für sich, als das, was ich in dieser Beziehung oben angeführt habe, denn das ᛉ oder *T*, wie ich es annehme, lag dem ᛉᛉ oder *Z* um so näher, als mit beiden Buchstaben ein und derselbe Gott bezeichnet wurde. Zudem wäre das Verhältniss, in welchem die beiden Runen in der Biörketorper Inschrift (1 zu 7) vorkommen, wenn alle acht dieselbe Bedeutung haben sollen, immerhin ein sehr auffallendes und weniger für diese Auffassung sprechend, als wenn die verschiedenen Zeichen für *M* abwechselnd vorkämen. Ueberdiess gibt Herr Prof. Dietrich zu, dass selbst das ᛘ als *M* in der Istabyer Inschrift unmöglich sei und *R* bedeuten müsse.

Bei der Inschrift auf einem Goldbracteaten nimmt derselbe Gelehrte, der sich ohne Zweifel das grösste Verdienst um die Entzifferung der Runen erworben hat, das ᛉ ebenfalls als *M* an, und

zwar weil, wie er sagt, in der ganzen Schrift kein, nach seiner Ansicht, gewöhnliches M (ᛉ) sei, während er, wie wir oben gesehen, ᛉ in den Blekinger Runen für ein *M* annimmt, trotzdem dass das *M* durch ᛉ in dieser Runenschrift siebenmal vertreten ist. (Vgl. weiter Germania von F. Pfeiffer XIII. S. 86.)[1]

Der Stein als astrologisch-magisches Werkzeug betrachtet, gestattet zwar einen leichten Sprung über alle Deutung der Einzelnheiten, ist aber keineswegs befriedigend und wäre, abgesehen von dem Inhalt, nicht in Uebereinstimmung zu bringen mit dem Material, mit dem augenscheinlichen Zweck seiner Formirung und mit dem Ort der Auffindung. Als Instrument eines Künstlers der Magie und Astrologie ist ein 50 Pfund schwerer Stein zu wenig handgerecht; ferner die grobe Masse und das Döbelloch, welche auf eine Aufstellung im Freien hinweisen, unpassend, weil wenigstens die Magie sich nicht mit freien Plätzen vertragen konnte; dann sollte das Sonnenbild zu diesem Zwecke, nach der Anzahl der sogenannten Sonnenhäuser im Thierkreise, statt 14 nur 12 Strahlen haben. Das Ganze als einzelnes Instrument eines magischen Apparats wäre zu gross für die Oertlichkeit, wo es gefunden wurde, weil in der Nähe nie eine grössere Stadt gestanden.

Das Sonnenbild mit seinen vierzehn flammenförmigen Strahlen gibt uns einen Anhaltspunkt für die Ermittlung der Zeit, in welcher dieses Stück römisch-alemannischer Kunst entstanden sein kann.

---

[1] Neben dem sogenannten Spott-Crucifix aus dem Kaiserpalast zu Rom findet sich ein einzeln stehendes Y, wie das erwähnte, eingegraben, welches Joseph Haupt (Mittheilungen der K. K. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, XIII. Jahrg. Septemb. — Octob. Wien 1868) als von dem Namen Typhon allein übrig geblieben erkennt. Da der Raum zu dem ganzen Namen dieses ägyptischen Gottes auf dem bezeichneten Wandbild genügend, auch von einer Verwischung nirgends eine Spur vorhanden ist, lässt sich bei dem Umstand, dass die ganze Inschrift aus griechisch-etruskischen Lettern besteht, die in Rom eingekritzelt wurden, auch an eine Erhaltung der etruskischen Bedeutung des Y, nemlich an das *T* denken, welches für sich allein, wie die Rune ᛏ im Norden den Tyr, hier den Gott Typhon bezeichnen könnte. Dass neben dem hier vereinzelten Y in der Inschrift das gewöhnliche *T* vorkommt, steht meiner Annahme nicht entgegen, da, wie wir aus Lanzi Saggio di Lingua etrusca schon, I. Taf. 3, und bei Vermiglioni Antiche Inscrizioni Perugine 2. Aufl. I. (Register) sehen können, beide Zeichen mit noch andern im Etruskischen die gleiche Bedeutung haben und auch in ein und derselben Inschrift vorkommen.

Die Zahl und Form der Strahlen weisen auf die Periode hin, in welcher der Lichtgott Mithras in unserer Gegend von den Römern verehrt wurde; denn vor dieser Zeit hätte ein römischer Steinmetz oder sein Schüler die Sonne mit sieben geradlinigen Strahlen dargestellt.[1] Zio war indessen als Lichtgott richtiger durch Nachahmung des Flammenhauptes eines Mithrasbildes, als durch den Nimbus eines Apoll gegeben, denn wie wir aus einem Opfergebet an Mithras erkennen,[2] war derselbe nach der persischen Auffassung nicht der Gott der Sonne, sondern des Lichts.

Auf indoskythischen Münzen finden sich Mithrasbilder mit Flammenstrahlen in sehr verschiedener Anzahl dargestellt, und wiewohl die Flammen nicht immer an dem Haupt angebracht sind, bleiben sie doch meistens in dieser Form der Ausdruck des Lichtes.[3] Auf römischen Alterthümern treffen wir den Mithras mit zwölf und mehr Flammenstrahlen bei Lafrery Speculum magnificentiae Romanae, bei Montfaucon l'antiquité expliqué, bei Winkelmann Monumenti antichi und Andern, auch hie und da gemischt mit geradlinigen Strahlen.

Martianus Capella, der um das Jahr 470 lebte, musste solche flammenstrahlende Sonnenbilder vor Augen haben, wenn er die Sonne in de nuptiis mercurii et philologiae mit einer Krone auftreten lässt, welche zwölf Flammen feuriger Steine umstrahlten.

Der Mithras-Dienst, der zur Zeit des Pompejus nach Rom kam, wurde bekanntlich später auf fanatische Weise getrieben und durch

---

[1] Auch die Griechen dachten sich Phöbus, die Inder Savitri (Colebrooke's Essays I. 134) mit sieben geradlinigen Strahlen. Auf späteren Bildern erscheint Phöbus mit zwölf Strahlen unmittelbar von dem Haupte ausgehend. (Preller Griech. Myth. 334.) Auf oskischen Münzen, wie z. B. auf denen von Atella ist der Sonnengott mit 17 Flammen dargestellt. (Friedländer Die oskischen Münzen.) In Aegypten wurde die Sonne nach Wilkinsons Manners and customs of ancient Egyptians (213 u. 299) in der Zeit Ramses I. mit Strahlen, später aber in Form eines Kreises gegeben, indem die Aegypter die Strahlen als eine besondere Gottheit betrachteten. Re oder Ra war die physische, Amun die intelligente Sonne. Eine kreisförmige Sonne mit abstufenden Halbkreisen auf einer Seite und 15 Armen und offenen Händen statt Strahlen gibt Lepsius (D. d. n. R. III. Abth. Bl. 91) und Wilkinson Taf. III.

[2] Avesta die heiligen Schriften der Parsen übers. v. Spiegel III. 79. Mihryast. Windischmann, Mithra u. s. w. in den Abhandl. für die Kunde des Morgenlandes I.

[3] Journal of the Asiatic Society of Bengal III. 320, 436. IV. 628. V. 639.

Tafel I.





Tafel I.





die römischen Heere (s. Belsen) in alle Welt ausgebreitet. Nach den Alterthümern zu urtheilen, welche in unserer Gegend gefunden wurden und nach dem, was uns die Geschichte aufbewahrt hat, ist es wahrscheinlich, dass die Römer unter Severus und Caracalla sich am ruhigsten im Besitze unserer Gegend gedacht, den Dienst des Mithras eingeführt hatten, und sich mit Tempelbauten und andern Werken der Kunst abgeben konnten.

Wenn nun angenommen wird, dass das Bild von einem römischen Steinmetzen im Auftrag eines Alemannen oder Sueven gemacht und die Flammenstrahlen des Lichtgottes Mithras auf den Lichtgott Zio übertragen wurden, so dürfte die Anfertigung desselben ungefähr in das Jahr 200 nach Chr. G. fallen.

Die anliegenden Holzschnitte geben ziemlich getreu die beiden Seiten des Steins. Vielleicht gelingt es mir, dadurch eine weitere Beleuchtung des Gegenstandes hervorzurufen.



Das Ei und die Vogel-Gestalten.

Die in Deutschland sehr verbreitete Sitte, den Kindern in den Osterfeiertagen gefärbte Eier zu geben und damit allerlei Spiele zu treiben, hat ohne Zweifel einen heidnischen Ursprung und ist, meines Erachtens, als eine Abzweigung der Anschauungen zu betrachten, welche unsere Vorfahren, in Bezug auf das Ei, aus ihrer asiatischen Heimat mitgebracht haben.

In Schwaben, in der Schweiz und auch anderwärts legt der Hase die Eier. Er wird um Ostern aus Brodteig gebacken, ein Ei legend, dargestellt.[1] Diese Gaben und Feste beziehen sich auf Opfer und andere Feierlichkeiten, welche den Göttinnen der Fruchtbarkeit, der Ostara,[2] der Holda, der Bertha, der Nehalennia u. s. w., der Freyja und am frühesten der Nerthus geweiht waren.

Der Hase wurde bei den Griechen und Römern als bacchisch-aphroditisches Symbol der Zeugungskraft und der Fruchtbarkeit aufgefasst; er war der Venus heilig und, wie wir bei Kreuzer (Symb. und Myth.) sehen, der Libera beigegeben, welche Cicero de N. D. 24 eine Tochter der Erde nennt.

Bei den meisten Rothhäuten ist „der grosse Hase" der Name des grossen Geistes und der Hase ein weit verbreitetes Symbol der Fruchtbarkeit. Man opfert dem grossen Hasen als dem Schöpfer und gemeinschaftlichen Stammvater. Er schwebte ursprünglich über den Wassern und bildete die Erde aus einem Sandkorn, welches er aus der Tiefe geholt hatte. (Müller, J. G., Geschichte der amerik. Urreligionen S. 122. 2. Aufl. Basel 1867.)

---

[1] Rochholz Natur-Mythen 266. Meier, E., deutsche Sagen u. s. w. 392.

[2] Wolf Beiträge z. d. Myth. I. 177.

Rochholz[1] weist mehrfach den Zusammenhang des Hasen mit den Segen und Fruchtbarkeit spendenden Gottheiten nach. Der Hase gehört der alten Bergfrau. Bezeichnend ist weiter die Sage[2] von dem am Webstuhl geschäftigen Hasen, da die Holda, die Bertha (Ursula) u. s. w. Beschützerinnen der Spinnenden und Webenden sind.

Das Ei selbst hatte bei den Römern und Griechen, bei den Asiaten und namentlich bei den Indern eine hohe Bedeutung, und nimmt auch in der deutschen Sage eine so eigenthümliche, mystische Stellung ein, dass bei der sonstigen Annäherung in den Gebräuchen, welche die Verehrung, namentlich der Erdgottheiten zum Zweck haben, eine gewisse Uebereinstimmung in den Anschauungen unserer Vorfahren mit denen der Asiaten und ein Zusammenhang der jetzigen Ostergebräuche mit den halbvergessenen heidnischen von oben herein nicht zu verkennen ist.

Bei den Griechen und Römern wurde das Ei als Symbol des stofflichen Urgrunds betrachtet, das Werden und Vergehen in sich schliesst. Es war darum auch der Mittelpunkt der orphisch-bacchischen Mysterien. Das Ei birgt in seinem dunklen Schoose, sagt Bachofen (Versuch über die Gräber-Symbolik der Alten 12—28), die Durchdringung der männlichen und weiblichen Naturpotenz, die in Liber und Libera in zwei selbstständigen Wesen neben einander auftritt.

Die in den Pamphilischen Gräbern auf Wandgemälden dargestellten Eier, die eben auf die bezeichneten Mysterien hinweisen, sind blau, roth und gelb gefärbt, und die gleichen Farben gebraucht man noch jetzt gewöhnlich zum Eierfärben an Ostern.

Macrobius sagt in den Saturnalien (Lib. VII. Cap. 16): Das Ei ist für die Eingeweihten in die Mysterien des Vaters Liber das Symbol der Welt. In den Tischgesprächen lässt Plutarch den Firmus sagen: das Ei wird in den Ceremonien des Bacchus als bildliche Darstellung des Schöpfers der Natur betrachtet. Die Orphiker lassen aus dem Welt-Ei den Anfang der Dinge hervorgehen und, zugleich mit dem Licht, den Eros aus demselben entspringen (Preller I. 35).

Nach der ägyptischen Lehre erzeugt Kneph aus seinem Munde das Urei, welches man als Weltbild auffasst; Phthas, der darin ist,

---

[1] Rochholz Natur-Mythen. Leipz. 1862. 258 u. f.

[2] Kuhn u. Schwarz nordische u. s. w. Sagen 271.

eröffnet es. Aus der einen Hälfte entsteht der Himmel, aus der andern die Erde.[1]

Nach den Persern schliesst Ormazd 24 Götter in ein Ei ein, ebensoviele Ahriman. Die von diesem erzeugten Götter durchbrechen das Ei, und daher stammt die Mischung des Guten und Bösen, aus deren Kampf das Leben des Alls besteht.[2]

Im Buche der Gesetze Manu's (Mannava Dharma Sastra) Lib. I, §. 7—9 heisst es: der, welchen allein der Geist erfassen kann, die Seele aller Wesen u. s. w. — entschlossen, aus sich selbst die verschiedenen Geschöpfe hervorgehen zu lassen, erschuf zuerst die Gewässer und in das Wasser legte er einen Keim. Dieser Keim wurde zu einem goldglänzenden Ei, in welchem das höchste Wesen selbst, unter der Form Brahma's, des Ur-Vaters aller Wesen, geboren wurde. Nach der vedischen Darstellung wurde das Nichtbestehende bestehend und gestaltete sich zu einem Ei, zur Hälfte von Silber, zur Hälfte von Gold. Die silberne Hälfte ist die Erde, die goldene der Himmel. Die innere dicke Haut des Eies verwandelte sich in Berge, die dünne in dicke Nebel, die Blutgefässe wurden Flüsse und das Flüssige wurde der Ozean und endlich, was hernach geboren wurde, ist die Sonne Aditya (Brahma).[3] Bei den Finnen entstehen Erde, Himmel, Sonne, Mond und Sterne aus den Bestandtheilen der in's Meer gefallenen Eier, welche eine Ente auf dem Knie der Tochter der Luft ausgebrütet hatte. Kalewala Rune I.

In einem Liede der Finnen und Esthen gehen die Sonne, der Mond und der Nordstern auf die Erde und freien, jeder für sich, um die aus einem Gansei ausgebrütete Jungfrau Suometar, wobei der Nordstern Sieger bleibt. Castrén finnische Myth. 53.

In Deutschland sind es überhaupt erhaltene Gebräuche und Sagen, welche auf die frühere Stellung des Eies hinweisen. Dem Gebrauch des Eierlegens durch den Hasen, des Aufpickens, des Eierlesens, welches Ernst Meier (Deutsche Sagen u. s. w. 392) näher beschreibt, füge ich noch Folgendes bei.

Bei Heidenheim im Hungerbrunnenthal geben die jungen Leute ihren Geliebten Bretzeln. Die Mädchen erwiedern dieses Geschenk

---

[1] Eusebius Praep. Ev. III. 11.

[2] Plutarch Isis u. Osiris 42. Minokhard S. 319 bei Windischmann Zoroastr. Studien 284.

[3] Chandogya Upanishad des Sama Veda Sect. XIX.

am Ostertag mit einem Osterei,[1] was auf eine Opfergabe hinweist, aber auch an das Ei erinnert, welches auf Denkmälern Dionysos, als Liber, der Libera bietet. — Der Gebrauch des Aufpickens der Eier am Ostermontag unter dem Rufe des Einen: Arsch, des Andern Spitz, je nachdem der runde oder der spitze Theil unbeschädigt geblieben und der namentlich in Schwaben sehr verbreitet ist, erinnert an Donars Hammer, der im Frühjahr mit einem Schlag die Fruchtbarkeit der Erde weckt.[2] — In Friedingen nehmen die Mädchen in der Andreas-Nacht das Gelbe (anderwärts das Weisse) aus einem Ei, schütteln es unter Gebeten in einem Glas Wasser, wobei sie allein im Zimmer sein müssen, und aus den Figuren, die das Ei bildet, schliessen sie auf das Gewerbe des künftigen Geliebten.[3] Einem seltenen Besuche und einem zahnenden Kinde schenkt man ein Ei.[4] — Der Genuss eines geschenkten Ganseies bewahrt Männer vor Bruch- und Kreuzleiden. Ein Anklang an die segenbringende Eigenschaft des Eies bei den Alten. — Der Knabe eines Fischers, der in dem Zauberbuche eines grauen Männchens gelesen hatte, dass dessen Schimmelstute eine verzauberte Königstochter und ihr verzauberter Vater ein Riese sei, wirft von einer Linde herab dem Riesen ein Ei auf den Kopf und entzaubert dadurch Vater und Tochter, die er zur Gemahlin nimmt.[5]

Aus einem erschlagenen Auerochsen steigt ein feuriger Vogel empor, der gezwungen ein glühendes Ei mit einer cristallenen Kugel als Dotter fallen lässt, welche, dem Zauberer vorgehalten, die Königstochter und die Brüder des Helden aus ihrem verzauberten Zustand erlöst.[6] — Zingerle[7] gibt mehrere Sagen von Vertreibung der Nörgl durch Eierschaalen, welche auf dem Herd aufgestellt werden, und Grimm (D. M. 437) sagt: Eine der bedeutendsten Einstimmungen, die ich überhaupt kenne, findet statt in Bezug auf die Art und Weise, wie man sich den Wechselbalg vom Halse schaffen kann.

---

[1] Meier, E, Deutsche Sagen u. s. w. 393.

[2] In einem Gebet, das Gutslaff (1644) erwähnt, wird dem finnischen Donnergott Ukko der Beiname Picker und Picken gegeben. Castrén finn. Myth. 47.

[3] Meier, E., Deutsche Sagen u. s. w. 455.

[4] Birlinger Volksth. aus Schwaben II. 497 u. 604.

[5] W. Menzel Germania v. Pfeiffer I. 33.

[6] Grimm, Brüder, Kinder- u. Hausmärchen Nro. 197.

[7] Zingerle Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Tyrol Nro. 94, 95, 96, 97.

In der vor einigen Jahren in Dettingen an der Erms abgebrochenen Kirche, theilweise romanischen Styls, fand man in den Grundmauern eine gewisse Anzahl Eier in einer zu diesem Zweck eingehauenen Vertiefung, welche hier wahrscheinlich statt Thier- oder Menschenopfer zum Schutz des Baues gegen böser Geister Gewalt dienen sollten (vergl. Felix Liebrecht Germania herausg. v. Fr. Peiffer, X. Jahrg. S. 408).

Die Elben fahren in Eierschaalen auf dem Wasser.[1] — Die katholische Kirche macht am Ostertag in vielen Gegenden, unter Besprengung mit Weihwasser, geweihte Eier. In Italien betrachtet man das Ei als das Bild der Auferstehung.[2]

Nach Analogien zu urtheilen, wurde das Ei als Opfer bei dem Glauben an die ihm inwohnende Segenskraft nicht blos bei allgemeinen Bitten um Fruchtbarkeit, um Segen in Feld und Heerde dargebracht, sondern es wurden mit demselben auch besondere Wünsche verbunden, wie wir von Livia Augusta, der Mutter des Tiberius, kennen.[3]

Das Ei scheint in Deutschland zu den Gaben gehört zu haben, welche bei einem Bittopfer hauptsächlich den Göttinnen der Fruchtbarkeit jedes Frühjahr dargebracht wurden und ist, wie wir aus den angeführten Anschauungen stammverwandter Völker, aus den erhaltenen Sagen und Gebräuchen abnehmen können, wahrscheinlich auch bei den Germanen, als ein Bild von Tod und Leben, den Erdgöttinnen heilig und als ihr Symbol betrachtet worden. Ganz besonders weist hierauf das eierlegend gebackene Hasenbild hin; denn die Sitte, die Bilder der Götter und die ihnen heiligen Gegenstände an den Opferfesten zu backen, ist mehrfach nachgewiesen,[4] namentlich erwähnt diesen Gebrauch die Frithiofs-Sage bei dem Feste Balders. Was heilig war, wurde geopfert.[5] Auf denselben Gebrauch der Opfer lässt sich die Bestimmung des uralten Eier- und Hühnerzinses, welcher an die Kirche entrichtet werden musste, in dem alemannischen Recht bei Schilter Cap. XXII. und in den Weisthümern z. B. I. 4, 177, 351, 356. IV 432 u. s. w. zurückführen. Dass

[1] Wolf Niederl. Sagen u. s. w. 660.
[2] Zeitschr. f. d. Myth. v. Wolf III. 1.
[3] Plinius X. 55. Suetonius Tib. XIV.
[4] Grimm D. Myth. 56. — Manava Dharma Sastra Lib. V. § 37.
[5] Grimm dessgl. 43.

die Kirche ähnliche Opfergebräuche nicht fallen liess, sondern sie in Zins und Zehnten umwandelte, scheint mir selbst verständlich; auch die oben erwähnte Segnung und Weihung der Eier weist darauf hin. Bei Hühnern, als Zins, war es Gebrauch, dass in dem Hause einer Kindbetterin die Zins-Hühner mit umgedrehtem Halse, hinter sich zurück, in's Haus geworfen werden mussten.[1]

Den freundlichsten Eindruck unter allen Opferfesten scheinen die den Göttinnen der Fruchtbarkeit gewidmeten zurückgelassen zu haben, denn der Ausdruck bei m. h. d. Dichtern: meines Herzens Osterspiel oder Ostertac wurde im Gefühl des grössten Glücks für die Geliebte gebraucht.

Die Kirche nahm die damit verbundenen Gebräuche, in sofern sie zu ihren Zwecken passte, auf, viele sind, wie oben erwähnt, noch erhalten. Das heutige Schauspiel hat seinen Anfang von dem Osterspiel genommen, das in der Kirche durch Geistliche aufgeführt wurde.

Man opferte den Göttern einen Theil von dem, was sie bescheerten, um ferneren Segen zu erhalten, Getreide, Obst u. s. w.[2] Menschen und Opfer von Pferden, Rindern, Lämmern, Ziegen, Schweinen und Federvieh fielen wohl eher bei Sühnopfern und, nach erhaltenem Sieg, bei Dankopfern, als bei Bittopfern; indessen scheint mir doch die Benennung einer Waffe, Ostersahs genannt, welche bei festlichen Frühjahrs-Kämpfen umgeschnallt wurde,[3] auch für Ostern mehr auf blutige Opfer, als blos auf Schwerttanz hinzuweisen. Bedeutet Sahs: Saxum, so dürfte der Gebrauch des Messers, bei den Frühlings-Opfern, durch die Benennung Ostersahs nahegelegt sein und der Gebrauch selbst in die Steinperiode zurückgesetzt werden. Dass neben den erwähnten Hühnern,[4] welche zu den ältesten Zins-Objekten gehören, die der Kirche entrichtet werden mussten, auch anderes Geflügel, wenn auch in anderer Jahreszeit geopfert wurde, können wir voraussetzen. Grimm erkennt in der Sitte, bei dem Einschlachten im Spätherbst Gastereien zu geben und den Nachbarn Fleisch und Würste zu schicken, die alte Opfer-Gemeinschaft;

---

[1] Grimm Weisthümer I. 239.
[2] Grimm D. Myth. 37, 51.
[3] Grimm D. Myth. 740.
[4] Grimm D. Myth. 615.

und so ist wohl in dem gemeinschaftlichen Gansessen am Martins-Tage auch ein heidnischer Gebrauch erhalten.

Schon bei den Aegyptern waren die Gänse heilige Thiere. Seb (Kronos), der Vater der Isis und des Osiris, trägt eine Gans auf dem Haupt (nach ägyptischen Denkmälern bei Wilkinson). Isis selbst, als Ma in Unter-Aegypten, wird durch eine Gans hieroglyphisch ausgedrückt. Auch nach Ovid (fast. I. 454) war die Gans der Jo oder der Isis heilig und weil diese Beschützerin der Schiffahrt war, wurde das Hintertheil der Schiffe, bei den Römern, mit einer Gans geziert. Apulejus XI. 250. Die Gänse wurden, wie wir aus Herodot II. und aus Philostrat (Leben des Apollonius von Tyana) wissen, den Göttern geopfert, namentlich dem Osiris.[1] Bei den Römern waren sie der Juno geweiht und wurden bekanntlich, trotz der Hungersnoth, während der Belagerung Roms durch die Gallier, sorgfältig auf dem Capitol gefüttert.

Der Schwan war dem Brahma, dem Wuotan und auch dem Sonnengott Apoll heilig. Bei dem späteren Indra tritt die Gans an die Stelle des Schwans, wie wir aus der Schicksals-Verkündigung im König Nal abnehmen können. Das Gleiche trifft bei Wuotan ebenfalls später ein, wie auch Ad. Kuhn annimmt.[2]

Auf die Heilighaltung der Gans und ihre Eigenschaft als Opferthier bei germanischen Völkern weisen neben dem, was ich später anführe, die Umstände hin, dass dieselbe, von den ältesten Zeiten an, mehrfach mit dem h. Martin, dem Stellvertreter Wuodans, in Berührung kommt, der Heilige in Begleitung der Gans dargestellt wird, und das Dach seiner Kirche in Worms (im 12. Jahrhundert) mit einer Gans geziert wurde. Als Opferthier bezeichnet sie namentlich das eben angeführte Gansmahl, das am Michaelis-Tag in England, an Martini in Deutschland gehalten wird, da auf beide Heiligen die Eigenschaften Wuotans übertragen wurden.[3]

Die Gàns als heilig dem Indra und dem Wuotan (Zeus, Himmel) erinnert an Brahma's (der Sonne) Schwan[4] und an den indo-

[1] Wilkinson Manners and customs of ancient Egyptians I. 2. Serie, S. 147.

[2] Grimm D. M. 997, 1051. Simrock Hdb. 2. A. 409, 491.

[3] Wolf Beiträge z. d. Myth. I. 46, 47—48. Grimm D. M. 43 u. f. u. 1051. Zingerle Sagen u. s. w. Nro. 9 u. Nr. 641. Die heidnische Religion der Baiwaren von Quitzmann S. 37.

[4] Rig Veda (Langl.) B. IV. 415. §. 9, S. 471.

germanischen Mythus, dass die Sonne als Vogel in den Räumen des Himmels daherfliege. Bei den Germanen wurde der Schwan zur Tochter der Sonne. Als solche umkreiste sie ebenfalls diese Gottheit und zwar unter dem Namen Schwanweis — Goldfeder.[1] Nach der Edda ist Jörd die Erde, Gemahlin und Tochter Odhins oder Wuotans; also konnte auch der Schwan, welcher die Sonne umkreist, als Bild der Erde gedacht werden.

Das smyrnaische Bild der Eimutter Nemesis war mit Flügeln dargestellt. Als Leda[2] gebar sie, in Gestalt eines Schwans, zwei Eier, aus denen Pollux und Helena und Kastor und Klytemnestra hervorgingen.[3] Die ihr nahestehende Aphrodite-Syria ist nach asiatischer Vorstellung aus einem Ei geboren, das Tauben ausgebrütet. Nach den Anschauungen des classischen Alterthums waren Reiher, Störche, Schwäne, Gänse, Enten u. s. w. die Träger der in Morästen ruhenden Zeugungskraft und in dieser Beziehung die göttlichen Erhalter und Förderer des Wachsthums.[4] Das Ei und der Schwan waren auch Attribute der aus dem Wasser geborenen Aphrodite.[5] Hierauf gründet sich zum Theil die Heilighaltung der Reiher in Aegypten, die der Störche bei den Pelasgern, der Glaube bei den Deutschen an das Kinderbringen des Storches, an das Kinderholen in dem Brunnen, der Mythus von der Erziehung der Penelope durch Goldenten u. s. w. Homer nennt den Okeanos als den Anfang aller Dinge, Thetis, seine Gattin, die Urmutter, die Nährende. Sie drückt weiblich, wie Okeanos männlich die Natur des Wassers aus. Amalthea stellt die nährende und befruchtende Kraft des Wassers dar.[6] Die Athena wurde vielfach in Griechenland an Seen und Flüssen verehrt, denn obgleich aus dem Haupte Jupiters entsprungen, war sie doch eine Tochter der Metis, also des Okeanos Enkel.[7] Viele edle und Königsgeschlechter leiteten ihren Ursprung von den Fluss-Göttern ab. Die griechischen Jünglinge opferten den Flüssen ihr Haupthaar, wie Achilles das seinige dem Specheios darbrachte und die reinigende, heilende und befruchtende Kraft dieses Elements

[1] Mannhardt die Götterwelt 29.
[2] Lactantius I. 21.
[3] Apollodor I. 7, 9. III. 10, 5.
[4] Bachofen Versuch über die Gräber-Symbolik der Alten 355.
[5] Preller griech. Myth. II. 92.
[6] Preller dessgl. I. 30.
[7] Preller dessgl. I. 149.

wurde namentlich bei Veranlassung von Hochzeiten im Gottesdienst hervorgehoben.[1]

Bei den Iraniern ist Apâm napât, die in dem Wasser liegende Kraft der Belebung und Fortpflanzung. Er ist der Herr, der Mann, der dem weiblichen Geschlechte die Befruchtung gibt. Bei den Indiern ist nach den Veda's Apâm napât das nährende Feuer für Pflanzen, Bäume u. s. w. in dem Wasser. Er ist dem Agni (Feuer) als selbstständiger Gott zur Seite gestellt und im Rig-Veda ein eigener Hymnus an ihn gerichtet.[2] Als Erzeuger aller Geschöpfe aus dem Wasser im Allgemeinen ist schon oben S. 55 nach den Gesetzen Manu's Brahma angeführt worden. Eine weiter eingehende Darstellung in Betreff des aus dem Wasser hervorgegangenen Menschen-Geschlechts findet sich in dem Aitaréya Upanishad des Rig-Veda Sect. I.

Wenn nun diese schöpferischen Kräfte bei den Indogermanen in dem Wasser wirkend gedacht wurden, ist seine Heilighaltung und die gewisser Wasser-Vögel, wie bei den angeführten Aegyptiern, bei den Pelasgern und Griechen, auch bei den Germanen eine natürliche Folge dieser Anschauung[3] und es lässt sich die bei ihren Göttern und Halbgöttern beliebte Verwandlung in die dem Vater der Götter heiligen Wasser-Vögel, oder die Anwendung ihrer Formen, namentlich auf die mit besonderer Segenskraft gedachten Gottheiten, so wie die Entstehung der Namen Swanhwit,[4] Swanhilde u. s. w. aus derselben erklären.

Die Ueberlieferungen im Allgemeinen und unsere Sagen und Märchen insbesondere sind reich an Bildern von Flügel-Gestalten, von Schwänen, von Gänsen, Enten und sonstigen Sumpf- und Wasser-Bewohnern, die sich meistens auf Göttinnen der Fruchtbarkeit beziehen. Ich erinnere an die Artemis, die mütterliche Göttin des Erdenlebens, der Vegetation der Thiere und Menschen, die in sumpfigen Niederungen, in Wäldern, aber auch auf Bergen bei den asiatischen Griechen zu Haus war, an die Aphrodite, die in Sumpf, in Röhricht, in feuchten Hainen und Gärten verehrt wurde, an die

[1] Preller griech. Myth. I. 426 u. f.

[2] Windischmann Zoroastrische Studien 182.

[3] Vergl. Runge, H., der Quellkultus in der Schweiz. Zürich 1859.

[4] Swantswit oder Swjatwit von einer slavischen Wurzel, z. B. russ. Swjatoi heilig, swêt Licht u. s. w. R. Roth.

eddische Frigg, Odhins Hausfrau, die Holda des Volksglaubens. Sie sitzt in Fensalir im Sumpfsaal und fliegt im Falkengewand durch die Luft. Frau Holle oder Holla liebt den Aufenthalt in Teich und Brunnen. Durch den Brunnen kommt man in ihre Wohnung. Auch Odhin fliegt durch die Welt, nach der Ynglinga Saga (Cap. VII) als Vogel, während sein Leib schläft. Frau Hacke fliegt in den Zwölften durch's Land und verleiht die Fülle irdischer Güter.

Durch Myrkwid flogen Mädchen vom Süden
Alhwit die Junge, Urlog zu treiben.
Sie sassen am Strand der See und ruhten;
Schönes Linnen spannen die südlichen Frauen.
Ihrer eine hegte den Egil,
Die liebliche Maid, am lichten Busen;
Die andere war Swanhwit, die Schwanfedern trug[1] u. s. w.

Die Walkyren zogen durch Luft und Wasser, sie konnten den Leib eines Schwans annehmen und weilten gerne am See-Ufer.

In der Gudrun kommt ein weissagender Schwan über die Meeresfluth. Im Lohengrin geleitet ein redender Schwan den Helden im Schiff.[2] Eine Königin wird in eine Ente verwandelt und kommt durch die Gassen geschwommen, stillt ihr Kind als Königin und kehrt als Ente zurück.[3] Gregor von Tours (vom Ruhm der Märtyrer I. 51) erzählt von einer Heiligen mit Schwanenhaupt und sogar die heilige Jungfrau Maria, die oft an die Stelle der Freya tritt, verwandelt sich in einen Schwan, um einen Ritter, der in die Gefangenschaft eines Ungläubigen gefallen, über Land und Meer heimzutragen.[4] Simrock Hdb. 420. Aehnliche Umwandlungen finden wir, um noch weitere anzuführen, bei den Brüdern Grimm, Kinder- und Hausmärchen N. 48, 51, 69, 135, bei Kuhn und Schwarz N. 81; bei Kuhn märkische Sagen S. 282 u. s. w.

Den Zauberinnen und Hexen steht Vogelgestalt und namentlich die der Gans zu Gebot.[5] Ein Jäger schiesst eine Wildgans

---

[1] Edda, Volundarkvidha 1 und 2 v. Simrock.
[2] Grimm D. Sagen p. 534 u. f. Kuhn, Ad., märkische Sagen Nro. 68 u. 157.
[3] Grimm Kinder- u. Hausmärchen I. 13.
[4] Eddische Studien Freyja S. 55.
[5] Grimm D. M. 997. Birlinger Volksthümliches aus Schwaben 318.

und findet dafür eine nackte Frau.[1] Das Gansbein wird zum Wahrsagen gebraucht. In Franchemont in Belgien schliessen Mädchen einen Kreis um eine Gans und die, welche die Gans zuerst berührt, heirathet bald.[2]

Noch auf der Höhe des germanischen Heidenthums, doch mehr bei seinem allmählichen Sinken und Untergehen, hat sich durch den Zusammenfluss der alten und neuen religiösen Anschauungen ein reicher Glaube an untergeordnete Personificationen der Naturkräfte, Geister und wunderkräftigen Menschen gestaltet.

Die deutschen Sagen und Märchen erzählen uns von dem Thun und Lassen dieser verkümmerten Geisterwelt. Wuodans Jagd (Muotes Heer, die wilde Jagd), der Schimmelreiter, der wilde Jäger, der Waldmann, die Riesen, die Zwerge, die Feen, die Bergfrauen (Berg-Urschel), die Erdmännlein und Erdweiblein, die Kobolde, die Nörgel, die Zauberer, die Hexen u. s. w. gehören zu den Erscheinungen, in welchen sie sich kund gibt.

In Süddeutschland und der Schweiz haben die Sagen bei weitem am meisten von den Erdmännlein und Erdweiblein zu erzählen, die unter langen Röcken Gänsfüsse verbergen.[3] Die Gansfüsse und der Name Erdmännlein und Erdweiblein bringen diese mit der Berchta oder Bertha mit dem Gansfuss und so mit den Göttinnen der Fruchtbarkeit, also auch mit der Freyja und der Nerthus, in Verbindung. Die Bertha wurde in Baiern als Kuh dargestellt, vielleicht durch näheren Zusammenhang mit der Isis. In mehr westlich liegenden Gegenden scheint sie in Schwan oder Gans, zeitweise verwandelt, und wohl wie Frau Hacke in dieser Gestalt umziehend, gedacht worden zu sein.[4]

Der Gansfuss galt als Zeichen der Abkunft von der Freya, deren Schwanenfuss von ihrer später gedachten Walküren-Natur

---

[1] Grimm D. M. 1051.

[2] Wolf Beiträge z. d. Myth. I. 114.

[3] Meier, E., deutsche Sagen u. s. w. aus Schwaben S. 65, 66, 76, 77. Rochholz Natur-Mythen Nro. 107, 109. S. 126, 128, 129, 130. Stöber Zeitschrift für d. Myth. I. 399.

[4] Vergl. Vonbun Beiträge z. d. Myth. 79 u. 80. Die scherzhafte Antwort, welche man in Schwaben beim Zusammenlaufen von Menschen oft geben hört, auf die Frage: Was gibt's? «A Kuah ist fliegig (fliegend) worda!» ist vielleicht ein Anklang an diese abweichenden Auffassungen.

herrührt (vergl. meine Eddischen Studien S. 48). Daher kommt die Sage von Bertha, der Ahnmutter der Karolinger, die, ihres göttlichen Stammes wegen, mit einem Gansfuss gedacht wurde.

An den Portalen mehrerer Kirchen in Frankreich, z. B. in Dijon, Nesle, Nevers und Toulouse, war sie unter den Bildern der Königinnen mit dem Gansfuss in Stein gehauen dargestellt. In Toulouse schwur man einst bei der Spindel der Königin Gansfuss, und Märchen aus alten Zeiten heissen Contes de la mère l'oie.[1]

Tacitus sagt Germania IX.: Ein Theil der Sueven opfert auch der Isis, woher der ausländische Kultus Veranlassung und Ursprung habe, konnte ich nicht erfahren, ausser, dass das Zeichen selbst nach Art eines Liburner Schiffes gestaltet, einen hereingeführten Gottesdienst beweist.

Cap. XL. geht derselbe weiter auf den Gottesdienst der Sueven ein und verschiedene Stämme derselben anführend, sagte er, dass bei den Einzelnen nichts zu bemerken sei, als dass sie insgemein die Nerthus, d. h. terra mater, verehren und der Meinung seien, sie mische sich in die Angelegenheiten der Menschen, und komme zu den Völkerschaften gefahren in einem Wagen, von weiblichen Rindern gezogen.

Aehnliche Umzüge zu Ehren der Erde, der grossen Mutter der Götter, erwähnt auch Lucrez II. Vers. 570 u. f. als aus Phrygien stammend: „Stumm beglückend die Menschen mit ihrem schweigenden Segen" u. s. w., nur dass der Wagen von Löwen gezogen wird. Lactantius Inst. I. c. 11 erwähnt ein Gesetz, das dem römischen Volk gebietet, jedes Jahr ein Fest zu feiern zur Erinnerung der glücklichen Ueberfahrt der Isis nach Aegypten. Es fiel auf den 5. März, den Tag der Wiedereröffnung der Schiffahrt, bei welcher Gelegenheit der Isis ein Schiff dargebracht wurde. An den Panathenaen wurde ein Schiff, mit dem Peplos der Athene als Segel, durch eine Maschinerie zu Lande fortbewegt, zuerst um den Tempel der Demeter, dann nach der Akropolis, während das Volk in Procession folgte.[2] Die Isis ist identisch mit der Erde.[3] Nach Nilsson[4]

---

[1] Mannhardt Die Götterwelt 296.

[2] Philostrat., das Leben der Sophisten II. cap. 1.

[3] Herodot II. 59. Plutarch, Isis u. Osiris Opsc. III. 61. Apulejus Metamorph. Lib. XI, Varro, de lingua lat V. 57. Macrobius Lib. I. cap. 20.

[4] Nilsson Die Ureinwohner des scand. Nordens. Hamb. 1863.

wäre sie durch die Phönizier nach dem Norden gekommen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Bereich der heidnischen Ueberlieferungen, welche auf die Verehrung der Erd-Gottheiten Bezug haben, sind die lang erhaltenen Gebräuche der Umzüge. Man erkennt darin deutlich die Nachahmung des aus Tacitus angeführten segenbringenden Besuchs der Nerthus. Grimm gibt deutsche Myth. 237 die Beschreibung eines solchen Umzugs aus Rodolfi chronicon abbatiae Trudonis Lib. XI, welche ich abgekürzt hier mittheile. Um das vor allen übermüthige Volk der Weber zu demüthigen (erzählt ein Priester) und ein ihm angethanes Unrecht zu rächen, erdachte ein Bauer aus Inda in Ripuarien ein Teufelswerk (um's Jahr 1133). Er erbaute nämlich unter Begünstigung der Obrigkeit und von leichtfertigen Menschen berathen im nahen Walde ein Schiff, versah es unten mit Rädern und machte es auf diese Art zu Land fahrbar. Die Weber ziehen es nach Aachen, wo es mit Jubel empfangen und weiter nach Mastricht, Tongern und Looz geführt wird. Männer und Frauen tanzen während zwölf Tagen bis Mitternacht um das Schiff herum u. s. w. Der gleiche Umzug ist in der später angeführten Sage der heiligen Ursula und ihrer 11000 Jungfrauen enthalten, die auf dem abenteuerlichsten Zuge, zu Wasser und zu Land, von England über Köln nach Rom und von da unbeschadet zurück nach Köln kommt.[1] In abwechselnder Weise kommen diese Umzüge in verschiedenen Theilen Deutschlands vor. Im Jahr 1530 verbietet der Rath von Ulm die Umzüge mit Schiff und Pflug, und noch jetzt hält man daselbst eine Fahrt in der Fastnacht zu Schiff.[2] Crusius erzählt in seiner schwäbischen Chronik (II. 355) von einem Umzug der Weingärtner in Tübingen (Tags nach Aschermittwoch), der schon von Alters her Sitte gewesen, mit einer Flasche, einem Häring und Weizenbrezel, also mit Gaben, welche die Göttinnen der Fruchtbarkeit schenkten. Knaben zogen an einem Seil, andere hielten an, wahrscheinlich das Ziehen eines Schiffes nachahmend, das in der Zeit umzuführen wohl nicht mehr erlaubt war.[3] Auf diese Umzüge bezieht sich auch der

[1] Schade, Oscar, die Sage von der h. Ursula und den 11000 Jungfrauen, 3. Aufl. Hannover 1854.

[2] Meier Deutsche Sagen u. s. w. aus Schwaben II. 374.

[3] Dieser Umzug wurde Raupenfest genannt und im Jahre 1590 verboten, weil der Kanzler Hafenreffer heidnischen Unfug darin witterte. Klüpfel und Eifert Geschichte und Beschreibung der Stadt und Universität Tübingen S. 52.

Glaube an die Umritte mit der Diana, der Herodiade u. s. w. „Dann es sind vberauss viel Leuth fälschlich beredt, dz sie sich „diesem narrenwerk auch ergeben, vnnd von dem rechten Glauben „abtrünnig werden" (Ulr. Molitor Von Hexen vnd Vnholden. Theatrum de veneficis S. 37 u. 80. Frankfurt 1586); wiewohl diesem Hang zu begegnen das Christenthum die heidnischen Umzüge durch seine Grenz-Begänge und Gottestrachten zu ersetzen gesucht hatte, denn auch hievon erhoffte man günstiges Wetter und fruchtbares Jahr; statt der Opfer wurden Almosen gespendet. (Simrock Hdb. 2. A. 557.)

In Reutlingen findet noch jetzt in der ersten Hälfte des Monats Juli ein Umgang der Weingärtner statt, bei welchem das Bild eines Winzers, angeblich des heiligen Urbans mit Schildchen von Silberblech behangen, unter Musik und Fahnenschwingen in feierlichem Zuge in die Kirche und durch die Stadt getragen wird. Das Fest endet mit einem Mahl.

Dieser Umzug soll zur Erinnerung an die Verwerfung des Interims eingeführt worden sein, die aber in Folge eines alle Herbstaussichten zerstörenden Frostes in Wirklichkeit erst am 25. Sept. statt hatte. Zur Zeit der Reformation wurde der Umzug mehreremal, als götzendienerisch, verboten und erst 1578 wieder erlaubt. Wenn nun auch der heilige Urban als der Schutzpatron der Winzer betrachtet wird und sein Name im Kalender in eine für die Rebenblüthe wichtige Zeit fällt, ist doch nicht anzunehmen, dass das Umtragen dieses Heiligen zur Erinnerung eines für den protestantischen Glauben so wichtigen Ereignisses von eben der protestantischen Genossenschaft eingeführt worden sei, welche hier an der Verwerfung des Interims und an der Vernichtung alles dessen, was an den katholischen Glauben erinnern konnte, den thätigsten Antheil genommen hat. Es scheint vielmehr ausser allem Zweifel zu liegen, dass der Gebrauch des Umziehens mit einem Heiligen von den Katholiken auf die Protestanten übergegangen sei; denn wie hätte den Zerstörern der Bilder der Heiligen einfallen können, einem Heiligen, an den sie nicht mehr glaubten, durch diese Feier gleichsam eine Anerkennung seiner Macht und Wirksamkeit zu Theil werden zu lassen? Das Umtragen von Bildern, welche den Heiligen vorstellen sollen, ist also auf jeden Fall älter als die Reformation. Die erwähnten Verbote bestätigen diess. Das Fest wird am Montag nach dem Wahltag der ehemaligen Reichsstadt gehalten, am sogenannten aunseligen Mentig, auf den hier, wie wir schon oben gesehen,

auch sonstige Feierlichkeiten verschoben wurden, welche in frühester Zeit von unsern heidnischen Vorfahren in der Sommersonnenwende zu Ehren ihrer Götter gehalten worden sind. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie II. S. 110 erzählt aus Boemus Aubanus, dass die Winzer in Franken am Feste des heiligen Urbans (25. Mai) die Statue des Heiligen auf offenem Markt auf einen Tisch stellten, der mit einem feinen Tuche bedeckt und mit Laub und duftenden Blumen bestreut war. War der Tag schön und klar, dann wurde das bekränzte Bild reichlich mit Wein übergossen, war das Wetter aber rauh und regnerisch, dann bewarf man es mit Koth und Schmutz und begoss es mit schmutzigem Wasser;[1] denn sie schlossen aus der Heiterkeit des Tages auf einen guten Herbst, weil die Trauben um diese Zeit blühen und Regen und rauhe Witterung der Blüthe schadet. In Nürnberg stellte ein Reiter den heiligen Urban vor in buntem Rock mit runden kleinen Gläsern und Spiegeln verziert. Anderwärts wurde das Fest wieder auf andere Weise begangen.[2] Das Alles, sagt Wolf, deutet auf einen alten Gott des Weines und der Früchte hin und in ihm (dem heiligen Urban) dürfen wir mit Fug und Recht Wuodan, den nur von Wein lebenden erkennen.

Wuotan, der die Attribute aller Gottheiten in sich vereinigt, kann allerdings auch als Spender und Beschützer der Gewâchse aufgefasst werden, aber in näherer Beziehung zu Feldbau und Frucht steht der Sohn der Erde, der Gott Donar, der über die Wolken herrscht, die Luft reinigt, die Erde erschüttert und sich im Wetterstrahl und rollenden Donner kund gibt.[3]

Der Regen, über welchen er gebietet, ist in der Zeit der Rebenblüthe gefährlich. Der Hagel oder die K i t z b o h n e n, welche seinem Gespann entfallen, während sein Wagen im Sturmwind durch die Wolken rollt, zerstört Blüthe und Frucht. Auf den Weinbau bezüglich konnte übrigens diese Feier in Deutschland nur spät auf Donar übertragen worden sein.

[1] Grimm D. M. 727 u. a. O. Der Gott, der die erflehte Hilfe nicht gestattete, wurde geschlagen und in den Fluss gestürzt. Die Arkadier geisselten ihren Pan mit Meerschilfen, wenn sie beutelos von der Jagd heimkehrten (Theokrit 7, 106). Vergl. Birlinger Volksth. aus Schwaben I. 453.

[2] Runge, H., der Quellkultus in der Schweiz. Zürich 1859. In Basel wurde der heilige Urban noch im vorigen Jahrh. umgetragen und wenn es regnete, in einen Trog oder Brunnen geworfen.

[3] Simrock Hdb. der deutschen Mythologie, 2. A. S. 253. Quitzmann Die heidnische Religion der Baiwaren 65. 241.

Ich habe diese Umzüge und Festlichkeiten [1] zusammengestellt, um neben der Identität der Terra mater und der Isis das Aufgehen beider in der germanischen Erdgottheit, wie es namentlich das Landschiff ausdrückt, und die im Laufe der Zeit eingetretenen bedeutenden Abweichungen von dem Ursprünglichen, zu vergegenwärtigen. Zugleich wollte ich darauf hinweisen, wie tief noch im 12. Jahrhundert das Heidenthum in den Herzen unserer Vorfahren wurzelte. Es erscheint mir dieses auch in Bezug auf die Kunst des Mittelalters der Beachtung werth, da manche noch in unserer Zeit erhaltenen Gegenstände, die an öffentlichen Gebäuden und besonders an Kirchen angebracht sind, nur von diesem Standpunkt aus eine Erklärung erlauben.

An der heiligen Geist- oder Spitalkirche in Reutlingen ist unter dem Dachgesimse ein Zerrbild eingemauert, das nach einer noch vor wenigen Jahren vorhandenen späteren Inschrift im Jahr 1111 gemacht wurde. Dieses Ausstellen ist in Uebereinstimmung mit der Sitte der ersten Christen, die Götzenbilder, welche nicht zerschlagen wurden, in den Vorhallen oder auf der Aussenseite der Kirche dem Spott preiszugeben. [2] Das Bild, das man bald Mars, bald Mahomet nennen hört, ist auf einem ungefähr zwei Fuss langen und ein und einen halben Fuss hohen Stein mehr als halb erhaben eingehauen und bemalt.

Die Hauptfigur stellt eine Gans dar mit halb gehobenen Flügeln, einem Menschenhals und Kopf mit offenem Mund, ausgestreckter

---

[1] Grimm D. M. 1202. «Nach der Bekehrung gestattete auch die Kirche solche Umzüge fortwährend, nur dass ein Marienbild oder Heiligenbilder getragen wurden» u. s. w. Bekanntlich hat sich dieser Gebrauch der Umzüge in der katholischen Kirche erhalten.

[2] Fizion erwähnt in seiner Chronica der Stadt Reutlingen diese Inschrift versificirt. Sattler Geschichte des Herzogthums Württemberg, Tab. XXIX, gibt eine ziemlich richtige Zeichnung des Bildes und die Inschrift, die auch im Reutlinger Archiv liegt.

Mars CII
Zelt 1111 Jahr
Diz Figur gemacht
Der Heiden Abgott.

Als aber die Gyps- und Kalkauflage in den letzten Jahren verwittert abfiel, stellte sich heraus, dass auf einem übertünchten Stein, der unter dem Bild, wohl nur als Alterthum, eingesetzt wurde, nicht Mars CII, sondern MARC^{V}S eingehauen steht und weder dieser Stein, noch die Inschrift zu dem Bild mit der Gans gehören.



[illegible] Festlichkeiten[1] zusammengestellt, [illegible] der Terra mater und der Isis das Aufge[illegible] [illegible] Erdgottheit, wie es namentlich [illegible] und die im Laufe der Zeit eingetretenen [illegible] Umwandlungen von dem Ursprünglichen, zu verge[illegible] [illegible] darauf hinweisen, wie tief noch [illegible] [illegible] in den Herzen unserer Vorfah[illegible] [illegible] auch in Bezug auf die K[illegible] [illegible] werth, da manche noch in uns[illegible] [illegible], die an öffentlichen Gebäuden und [illegible] angebracht sind, nur von diesem Standpunkte [illegible]

[illegible] Spitalkirche in Reutlingen ist un[illegible] [illegible] eingemauert, das nach einer no[illegible] [illegible] späteren Inschrift im Jahr 1[illegible] [illegible] ist in Uebereinstimmung mit der [illegible] Götzenbilder, welche nicht zerschla[illegible] [illegible] der Kirche [illegible] [illegible] Mars, bald Maho[illegible] [illegible] und ein [illegible] [illegible] erhaben eingeha[illegible]

[illegible] Gans dar mit halb gehobenen [illegible] [illegible] und Kopf mit offenem Mund, ausgestre[illegible]

[illegible]

Tafel II.



Zunge mit Widdershörnern und Pferdsohren. Rechts ist dem Beschauer gegenüber ein regelmässig gebildeter sitzender Knabe, links ein gut gestaltetes Mädchen mit fliegendem Zopf und losen Haaren, anliegendem Rock in einer mehr knieenden, als sitzenden Stellung. Die Kleidung scheint die Zeit der angegebenen Verfertigung zu bestätigen.[1] Hinter der weiblichen Figur hervor schaut ein Hundskopf rückwärts gewandt. Der Knabe hält die Gans unten an dem linken Flügel, wie wenn er dieselbe vorzustellen hätte. (Vgl. Taf. II.)

Nach der oben ausgeführten Bedeutung des Eies und der daraus hervorgehenden Flügel und Vogelbildung, der Heilighaltung des Schwans und der Gans und ihr Zusammenhang mit der gansfüssigen Bertha, den gansfüssigen Erdweiblein u. s. w., lässt sich annehmen, dass das Bild dieser gehörnten Gans eine satyrische Darstellung einer der Nerthus verwandten Gottheit vorstellen soll, und zu Anfang des 12. Jahrhunderts, wo, wie wir oben gesehen, die Erinnerungen an das Heidenthum noch lebhaft erhalten waren, wahrscheinlich aus launiger Kunst in Mönchskutte, hervorgegangen ist. Mit der gehörnten Stirne und der ausgestreckten Zunge wollte man nach christlicher Auffassung das Teuflische darstellen. Indessen lag diese Ausstattung dem Gegenstande sehr nahe, denn den Erdgottheiten waren Stiere und Rinder ebenfalls heilig.[2]

Nerthus fuhr, wie wir oben gesehen, in einem Wagen von Rindern gezogen. Die Isis, welche, wie wir aus Herodot, Apulejus und Andern wissen, mit der Nerthus (Erde) identisch ist, wurde nach Herodot II. 41 mit Hörnern gebildet. In Baiern fanden wir sie als Bertha in Form einer Kuh dargestellt.[3] Die Germanen liessen die Römer in Italien auf einen ehernen Stier schwören[4] und noch im Grabe König Childerich's fand man einen goldenen Stierkopf.[5]

Vielleicht ist gerade aus dem Umstande, dass den Erd-Gott-

---

[1] Vergl. die Bilder aus einem Evangelienbuch des 12. Jahrh. in der Stadtbibliothek von Aschaffenburg bei Hefner von Alteneck I. Taf. 64, ferner Taf. 35. 42. H. Weiss Geschichte der Tracht u. s. w. Stuttg. 1864. S. 539. 540. Kugler Denkmäler der Kunst I. Taf 49. CXVI. Fig. 9.

[2] Die Martinshörner, welche auf das Martinsfest gebacken wurden, haben wohl mehr auf eine Martins-Minne Bezug und wurden zum Dank für geschenkte Getränke geleert, als auf gehörnte Gottheiten. Vergl. Wolf Beiträge I. 51.

[3] Mannhardt die Götterwelt 296.

[4] Plutarch. Marius XXIV.

[5] Ricard Anmerk. zu Plutarchs Marius.

heiten Stier und Rinder heilig und die Hörner überhaupt, nach den ältesten asiatischen Anschauungen, ein Zeichen der Macht und hoher Abkunft waren,[1] der Gebrauch entstanden, den Teufel mit Hörnern darzustellen. Auch der Hund hat Bezug auf eine Göttin der Fruchtbarkeit. Er war der Isis heilig.[2] Die bei Brussel, Leiden und Deutz aufgefundenen Bilder der Nehalennia haben einen Hund zur Seite. Der Hund der Frau Gaudin (Gode und Frick) erscheint vielfach in Sagen und Mährchen. Oft auch wird Holle (Holda) als Diana dargestellt.[3] In dem wilden Heere erscheinen bald Bertha, bald Holda mit Hunden.[4]

Zum Schluss mache ich aufmerksam auf das Mährchen Nro. 64 in den Kinder- und Hausmährchen der Brüder Grimm, die dem mythologischen Inhalte nach mit Recht für Deutschland der Edda zur Seite gestellt werden. Es enthält in einfachem kindlichem Gewande die Hauptzüge aus dem, was die deutsche Mythologie bis heute über die Nerthus und ihre Abzweigungen nachweisen kann. Die Gans wird in einem Walde (dem heiligen Hain) gefunden, ihre Federn sind von reinem Gold (ihr — der Erde Kleid ist Fülle und Reichthum), wo sie — (Segen spendend auf ihrer Umfahrt) hinkommt, geht ihr Alles unwiderstehlich nach. Der Pfarrer, der Messner, müssen, gegen ihren Willen, mit ihr fort. Die Bedingungen der Brautwerbung sind, Gaben im Ueberfluss zu geniessen an Wein und Brod; endlich kommt auch das characteristische Schiff der Nerthus, das zu Wasser und zu Land fahren kann. Die errungene Braut scheint der Glaube an die Gottheit selbst, oder der Genuss der Güter zu sein, den dieser Glaube gewährt.[5]

---

[1] Nonnos Ges. 27. Deriades, König der Indier, ermuthigt seine Kampfgenossen mit dem Bemerken, dass auch er Hörner auf der Stirne trage, wie Dionysos, den man Hornträger nenne. Die Hörner, welche dem Praetor Genucius Cipus gewachsen sein sollen, als er von Rom mit dem Heere auszog, deuteten, nach dem Ausspruch der Seher, auf königliche Würde. Val. Max. V. 6, 3. Bei den Germanen war, wie wir oben gesehen, für das weibliche Geschlecht der Gansfuss das Merkmal göttlichen Ursprungs.

[2] Plutarch Isis und Osiris XIX u. XXXIII.

[3] Grimm D. Myth. 880. Kuhn u. Schwarz Nord. Sagen S. 3.

[4] Dessgl. 880, 887.

[5] Das englische Märchen «Mother Goose and her son Jack» erzählt, wie die Gansmutter auf einem Gänserich durch die Luft wandle, und die Gans, welche der Sohn Jack für den Gänserich gekauft, goldene Eier lege. Weil aber diese Eigenschaft die Habgier eines Juden gereizt habe, sei die Gansmutter auf der Gans reitend in den Mond entflohen.

Die Kapelle bei Belsen.

Der Name Belsen wird gewöhnlich von dem phönizisch-babylonischen Baal oder Belus abgeleitet. Auch die Einwohner des Dorfes glauben, dass ihre Vorfahren dem Baal, den sie aus der Bibel kennen, einst Farren und Widder auf der Stätte der Kapelle geopfert haben. Noch jetzt springen die Knaben, wenn sie in grösserer Anzahl bei der Kapelle versammelt sind, um dieselbe herum mit dem Rufe: Baal was machst? Baal was denkst? was an Baalsopfer und an das Baal erhöre uns, erinnert; auch hat sich der Glaube erhalten, dass in der Kapelle ein Heide seinen Spuck treibe. Die der Kapelle nordwestlich, auf der andern Seite des Weges, zunächst liegenden Güter heissen Babelsen.[1]

Die Sprache der Kelten, welche unsere Gegend bewohnt haben, bietet indessen eine näher liegende Ableitung durch den Namen Belenus, Belinus, den wir aus Ausonius, Tertullian, Herodian und von Inschriften kennen. Belinus oder Belin war bei den Kelten ein höheres Lichtwesen, wahrscheinlich ihr Lichtgott, der mit dem semitischen Bal und mit Baldur im Zusammenhang stehen könnte.[2] Aus Belin entstand Belinsheim, Belsheim und endlich Belsen.[3]

La bealtine (Là = Tag, tine = feuer, beal oder beil Name eines Gottes) heisst im irischen und galischen das Frühjahrsfest, bei welchem nach Armstrong (bei Grimm D. M. 579) ein junger

[1] Auf hailigen Loch (Wald), werden Güter bei der Kapelle in einem Kaufbrief von 1451 im Reutlinger Spital-Archiv genannt.

[2] Vergl. Nilsson Die Ureinwohner des scandinavischen Nordens I. 22, 139. u. Nachtrag S. 54 u. f.; ferner meine Eddischen Studien S. 27.

[3] Vergl. Bacmeister, Ad., Alemannische Wanderungen I. 34. für weitere Anklänge an den Namen; ferner Nilsson obiges Werk Nachtrag II. S. 93. Belisama (Himmelskönigin), Baalsemen (Himmelsherr) auf einer im südlichen Frankreich gefundenen Inschrift.

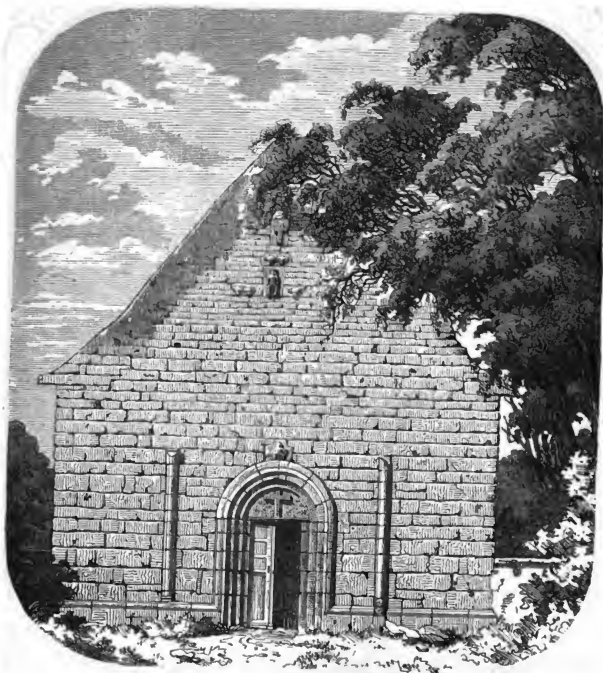
Mann in Folge eines Spiels, angeblich dem Baal (Belen) geweiht, dreimal durch das Feuer springen musste, was unzweifelhaft auf die früheren Menschenopfer hinweist. Die Kapelle liegt auf einer kleinen Anhöhe, von Osten nach Westen, der breiten Stirne des Farrenberges nordwestlich gegenüber, auf welchem ein von römischer Anlage zeugender Weg führen soll. Auf der Seite, welche die Kapelle gegen Westen bietet, sind über dem jetzigen Haupteingang und in einer Höhe von 12′ und von 25—30′ die bekannten steinernen Bilder von Farren- und Widdersköpfen; ferner zwei ziemlich roh gebildete männliche Gestalten in halb erhabener Arbeit eingesetzt (Vgl. Taf. III.). Von den Sonnen, welche eine Tafel bei Sattler Beschr. von Württemberg 190 und nach dieser Wolf Beiträge z. d. Myth. als neben den erwähnten Bildern stehend angeben, ist nichts zu sehen, und schon Gustav Schwab, der vor 40 Jahren die Kapelle besuchte, erwähnt dieselben nicht. Er übergeht indessen auch die noch heute bestehenden Strahlenkreise, welche in der modernen, vom vorigen Jahrhundert stammenden Füllung, zwischen dem Bogen und dem Sturz des Hauptthors und des südlichen Nebenthors, leicht eingehauen sind. Wahrscheinlich geschah diese Einzeichnung, um die auf derselben Stelle an dem ergänzten Stein vorhanden gewesenen Strahlenkreise zu ersetzen. Schwab führt dagegen die ebenfalls ungefähr 4″ im Durchmesser haltenden zwei Strahlenkreise an, welche jetzt noch an dem untern Ende der halberhabenen Säule, rechts dem Eingange gegenüber, sichtbar sind.

Der Styl des Baues ist romanisch. Die römischen Bauten haben schon grössere Steinmassen. Die Spitzbogenfenster sind modern. Die alten Fenster neben diesen haben ungefähr 2′ hohe und 1′ breite rundbogige Oeffnungen. Der Chor ist jünger als das Schiff. Der Durchgang zwischen dem Chor und dem Schiff, sowie die Flügelmauern, an welche das Schiff angelehnt ist, scheinen auf Reste römischer Mauern aufgesetzt zu sein. Sie sind unten massiver und haben eine Dicke von $3^1/_2$′. Dieser Durchgang war wahrscheinlich der Eingang und die Vorhalle des heidnischen Tempels, auf welchen in christlicher Zeit, wie die Mauerreste unter dem Dach beweisen, ein Thurm gesetzt wurde.

Die südliche Flügelmauer enthält auf der Höhe von ungefähr 10′ die für den vermutheten früheren Licht-Kultus bezeichnende Oeffnung, durch welche der erste Strahl der Frühlingssonne in den Tempel, vielleicht auf einen Altar fallen konnte. Sie ist in der



Tafel III.



erwähnten Dicke der Mauer aus drei Steinen zusammengesetzt, von denen der mittlere zur Bestimmung verschiedener Lichtfiguren, die in der westlich gegenüberliegenden Vorderseite (der früheren Rückseite) hervorgebracht werden sollten, hergerichtet werden konnte. Die Oeffnung hat die Form von zwei mit den engeren Enden an einander gestellten Trichtern, wovon die gegen die Sonne gerichtete weitere Oeffnung in ihrer oberen Hälfte höher ist, also einen weniger spitzen Winkel bildet, als die untere Hälfte, um das über die Berge hereinbrechende Licht zu fassen.

Die erwähnte Vorhalle, welche jetzt den Durchgang von der Kirche zum Chor bildet, ist die Stätte, auf welcher, der Sage nach, die Farren geopfert wurden, die man auf dem Farrenberge zu diesem Zwecke geweidet hatte.[1] Zum Beweis wird auf den durchlöcherten Stein hingedeutet, der in der Wand eingesetzt ist, an welchem die Opfer befestigt gewesen sein sollen. Wenn ich auch annehme, dass die Farren in dieser Vorhalle geopfert werden konnten, ist es doch nicht wahrscheinlich, dass der Stein zu dem angeführten Zweck gedient haben kann; denn ein durchlöcherter Stein, von der Grösse, welche für die Wand zulässig ist, hat für einen Farren nicht die nöthige Widerstandsfähigkeit. Der durchlöcherte Stein, den man jetzt noch sieht, ist wahrscheinlich ein übrig gebliebenes beschädigtes Weihbecken, wie man deren noch mehrfach in andern protestantischen Kirchen findet. Die verschiedenen Phasen des hier gepflogenen Kultus und des Baues liessen sich auf folgende Weise erklären.

Die Kelten opferten hier auf der lieblichen Anhöhe ihrem Lichtgott Belinus Menschen und Thiere, und von ihnen wird wohl, ausser dem Namen, keine Spur mehr vorhanden sein. Die auf sie folgenden Römer, welche immer geneigt waren, fremde Götter aufzunehmen und sich unter ihren Schutz zu stellen, schlossen sich an diesen Licht- und Sonnendienst an, wenn nicht schon früher, gewiss nicht später, als unter Septimius Severus (193—211); denn die Verehrung des Lichtgottes Mithras war der Kultus des Kaiserlichen Hauses. Ueberhaupt scheinen, nach den erhaltenen Denkmälern zu urtheilen, wie Preller röm. Myth. 759 richtig bemerkt, die römischen Legionen

[1] In dem $1^1/_2$ Stunden nordöstlich von Belsen gelegenen Dorfe Gomaringen begegnet man um Weihnachten einem Farren, statt dem vielfach erscheinend geglaubten Schwein.

eine besondere Vorliebe für diesen Kultus gehabt zu haben, und da namentlich die XXII. Legion (Primigenia Pia Fidelis) viele Jahre in unserer Gegend ihr Standlager hatte, ist es nicht unwahrscheinlich, dass gerade diese hier einen Tempel erbaute, wenn sie auch nicht aus der früheren in Syrien und Aegypten gestandenen 22. Legion (Dejotariana) hervorgegangen, und der Mithrasdienst ein traditioneller Kultus bei ihr war.

Auch die Idee der Licht-Oeffnung kann sich von den Kelten auf die Römer übertragen haben. Auf die Römer kamen die Alemannen und Sueven. Diese opferten auf derselben Stätte dem Baldur, dem Gott der ersten Jahreshälfte (des zunehmenden Lichtes) oder ihrem Sonnengott Frô, dem Beschützer der Ehen, dem Spender der Fruchtbarkeit. Sie benützten die Oeffnung, um am Morgen ihres Frühlings-Festes die ersten Strahlen der Sonne in ihren Tempel einbrechen zu lassen; die Christen, um im Dunkel der Kirche ein lichtes Kreuz darzustellen.

Auf die Trümmer und aus dem Material des heidnischen und vormals römischen Tempels bauten die Christen ihre Kapelle und setzten, wie Gleiches vielfach nachgewiesen werden kann, die ausgegrabenen Verzierungen der alten Bauten [1] und die vorgefundenen Bilder der Götter oder Nachahmungen derselben an die Aussenseite ihrer Kirche, darüber aber pflichtlich das siegende Kreuz. Schon dieser Umstand, dass die Bilder an der Aussenseite sind, beweist, dass die Kirche in ihrer jetzigen Form kein Werk der Heiden, sondern der Christen ist. Der Farrenkopf und die Widdersköpfe sind alte Verzierungen von Friesen oder von Balkenköpfen, Altären u. s. w., wie man sie vielfach an römischen Bauten angebracht findet und die bei diesem Tempel eine besondere Bedeutung haben konnten. [2] Vielleicht deuten diese heidnischen Ueberreste auf die

---

[1] An der Marienkirche in Reutlingen z. B. ist auf der Südseite ebenfalls ein Stück eines römischen Frieses, zwei Greife darstellend, und ein Wasser-Ungeheuer, ganz ohne Zusammenhang mit der Umgebung, eingesetzt.

[2] Anders verhält es sich mit den Bildern an der früheren Kirche*) oder Kapelle mit Wohnhaus in Schwärzloch bei Tübingen. Hier erscheinen sie als Verzierung des Halbbogenfrieses, sind aber wahrscheinlich als eine Art Bilderschrift angebracht, wie nach Panzer Beiträge u. s. w. II. S. 1 u. f. 308 u. s. w. die Bilder an der Jacobskirche in Regensburg und die am Kirchenportal in Remagen (Simrock Hdb. 2. A. 531 f), in der Absicht, die Sagen und sonstigen

*) Der Chor davon in romanischem Styl, aus dem 9. Jahrh., ist noch erhalten.

auch in der Sage erhaltenen Taurobolien hin, welche gewöhnlich mit Kriobolien vereinigt gefeiert wurden. Dass dem Mithras Stiere und Widder geopfert wurden, beweist der Inhalt der aufgefundenen

---

Ueberlieferungen von dem Sumpf in dem Thal u. s. w., welche die Erbauer der Kirche angetroffen, in dieser Urschrift der Nachwelt zu erhalten. Dadurch wurde, wenn auch nicht für die Zeitgenossen, doch für die Nachwelt ihr Verdienst und ihr Wagniss anschaulicher gemacht, wie diess viele Glaubenshelden nicht zu verschmähen pflegten. Das ungefähr in der Mitte stehende Ungethüm wäre demnach der Lindwurm, der nach der Sage in dem Thal gehaust hat, hier aber ohne Kampf daherschreitet. (Meier, E., Deutsche Sagen u. s. w. Nro. 238). Die menschliche Gestalt, welche mehrere Felder entfernt, hinter dem Lindwurm, händeringend dargestellt ist, drückt nicht die Angst aus, verschlungen zu werden, eben weil sie hinter dem Ungeheuer steht. Sie scheint vielmehr an dieser Stelle angebracht worden zu sein, um auf das Gefahrvolle des Hierseins oder Hierwohnens und auf die Bedeutung des Namens dieses schreckenvollen Thales durch den Ausdruck des Jammers hinzuweisen, da die Kirche in dem Ammerthal liegt und das a. h. d. Amer bekanntlich mit unserem heutigen Jammer identisch ist.

Die Blumen und sonstigen Pflanzen sind Sumpfgewächse. Die Vögel, das Phokaartige Thier mit Menschenkopf und Thierkopf als Schwanzende, die kämpfenden See-Ungeheuer, die Gewürme und Drachen, der Kopf, der einen bis an den Hals im Wasser und Schlamm versunkenen Menschen vorstellen soll und in eine der Lücken im Fries zu setzen ist, deuten alle auf Wasser und Sumpf. Der Löwe und der Drache, die in der Mitte des Hauses stehen und wahrscheinlich beim Wiederaufbau der westlichen Ecke nicht mehr an ihre alte Stelle im Fries, wo jetzt eine Lücke ist, angebracht worden sind, der Doppeladler ohne Füsse, bis jetzt der älteste in Deutschland,*) weisen mit den Wasserthieren auf eine wilde, unwirthbare Gegend hin. Die Aexte, die unter einem Zimmermannszeichen oder mit dem wunderthuenden Schurz von St. Paul in Form von Trophäen aufgestellt sind, und die einzelnen Baumzweige auf andern Bogenfüllungen sollen das Lichten des Waldes und Gestrüppes andeuten. Der Fuchs mit der Tatze an der Schnauze und das ihm gegenüberstehende Thier erinnern an die volksthümliche Bezeichnung einer wüsten, unbewohnten Gegend, «wo Fuchs und Has sich Gut-Nacht sagen».**)

Das Bild eines Engels, das nicht, wie die unter ihm eingemauerten kleineren Bilder, zu den Verzierungen des Frieses gehört und an seiner rechten Stelle

*) Nach dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit (11. Jahrgang) kämen die Doppeladler erst seit dem 11. Jahrh. vor.

**) Die Stellung des Lindwurms, der fehlende Ritter und seine Hunde, die menschliche Gestalt hinter dem Lindwurm, die vielen Pflanzen, die kämpfenden Fische, die Aexte, die Baumzweige, das Alles sagt entweder das Gegentheil von der bekannten Lindwurm-Legende oder wäre für die Darstellung derselben überflüssig. Blos als Verzierung des Bogenfrieses ohne weiteren Zweck können die angeführten Bilder schon desswegen nicht angesehen werden, weil sie als solche theilweise zu unbedeutend und auch für die bescheidensten Ansprüche keine Verzierung sind.

Inschriften, den Orelli Nr. 2352 und Henzen Collect. Orelli Suppl. Nr. 6041 anführen (vgl. Piper Evangelischer Kalender für 1868 S. 39). Die menschlichen Gestalten stellen den Gott Frô (nach der Form seiner Beine früher auf dem Eber reitend) dar, wie man ihn auch als Wiedererwecker oder Beleber, ebenfalls ohne Eber, in den Grabhügeln bei Uhlbach gefunden hat,[1] wie ihn Adam von Bremen (Lib. IV.) in dem Tempel von Upsala gesehen, beschreibt, dem unfruchtbare Frauen Kränze und Blumen opferten, und er auch an der Kirche zu Grossen-Linden durch Phallus und Eber zu erkennen ist (Simrock Hdb. 2. A. 531). Der Phallus kann bei den Bildern in Belsen, namentlich wenn der von Sonnerat (Reisen II, 116) angegebene Gebrauch des Abschabens und Einnehmens auch in Deutschland üblich war, wie Wolf (Beiträge 107) annimmt, und endlich bei Bildern, an einem christlichen Tempel ausgestellt, nach Jahrhunderten nicht leicht sichtbar sein, wenn er nicht, was das wahrscheinlichste ist und die eigenthümliche Abrundung anzudeuten scheint, schon beim Einsetzen in die Giebelmauer entfernt wurde.[2]

Ein leiser Anklang an die frühere Verehrung des Frô auch als Gott der Liebe, in Belsen und der Umgegend, ist vielleicht in dem gemeinschaftlichen Waldgehen an Sonntagen der ledigen Burschen und Mädchen erhalten, da diese Sitte, wenigstens früher, zu mehrfachen Rügen von Seiten der Geistlichkeit geführt hat und man

---

in der Mitte des Hauses steht, könnte den Himmelsboten darstellen, welcher den Mönchen ihre Mission, wegen dem Bau einer Kirche an dieser Stelle, zu verkündigen und sie in ihrer Verzagtheit auf den starken Schild Gottes hinzuweisen hatte, was mit dem gewölbten, viereckigen, stark beschlagenen Schild, der vor dem Engel steht, deutlich genug ausgedrückt ist.*)

[1] Memminger Beschr. des Oberamts Cannstatt S. 18 Württ. Jahrb. 1826. S. 176.

[2] Bei dem Bilde über der Thüre sind die eingebogenen Vorderfüsse erst seit wenigen Jahren abgeschlagen, wie Vielen in Erinnerung und noch deutlich zu erkennen ist.

*) Uebereinstimmende Auffassungen in Bezug auf Veranlassung und Bedeutung dieser Bilder im Allgemeinen finde ich, seit der Veröffentlichung meiner Deutung, in den Württemb. Jahrbüchern von 1838 I. 63, als von Crusius und von Zeller ausgesprochen; ferner aus Mones Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters IV. Jahrg. (1835), das Urtheil von Krieg von Hochfelden angeführt, dahin gehend, dass diese Bilder an Kirchen in der Regel entweder bildliche Darstellungen oder Legenden und Sagen ausdrücken, welche sich auf die Schutzheiligen oder auch auf den Bau der Kirchen beziehen, oder endlich heraldische Bedeutung haben. Nach Stieglitz Geschichte der Baukunst (Nürnberg 1827) stammen diese Zierarten aus dem 7. bis 11. Jahrhundert. Die in den Württemb. Jahrb. von 1838 I. enthaltenen Abbildungen geben von 32 nur 22 Felder.

jetzt noch jede ledige Person straft, welche auf der Waldseite des Wasengrabens, gegen den Wald hingewandt, getroffen wird.

Frô oder Freyr (Fricco) heisst wie Baal Herr. Der nordische Freyr, der sein Schwert bei der Werbung um die Gerda hingeben musste, erschlägt mit einem Hirschgeweih ihren Bruder, den Riesen Beli (den Brüller oder heulenden Sturm). Vielleicht ist Beli der dem Freyr oder Frô vorangegangene Belinus? Die Gerda, seine Schwester, ist das Wachsthum oder die im Winter ruhende Zeugungskraft der Erde oder die Erdwärme, welche durch die Sonne zum Wirken gebracht wird.[1] Von Frô haben wir die Begriffe: froh, frohnen, fröhnen (dem Herrn dienen) u. s. w. Man opferte ihm Eber, denn der goldborstige Eber (Gullinbursti) war ihm heilig, ferner Stiere und Pferde. Die esthnischen Völker, sagt Tacitus (Germania XLV), in Religion und Sitte den Sueven gleich, in der Sprache den Britanniern, tragen als Glaubenszeichen das Bild eines Ebers. Man buck für ihn Kuchen in Eber-Gestalt, die jetzt noch in Baiern und in Schweden üblich sind.[2] Besondere Backwerke scheinen in der Gegend von Belsen nicht mehr gebräuchlich zu sein, dagegen macht man ein Gericht, das „der Hund“ genannt wird. Es ist eine schwammige Kugel aus Mehl und Milch mit Hefe getrieben, gebacken oder gesotten, eine Art Dampfnudel, welche in eine Schüssel gesetzt, mit gekochten Apfel- oder Birnenschnitzen umgeben, aufgetischt wird. Dieser Hund steht vielleicht im Zusammenhang mit den oben erwähnten Stieropfern, bei welchen ein Hund als Diener des Ormazd das Blut für seinen Herrn auffing (vgl. Piper Evangel. Kalender für 1868 S. 48), oder bedeutet er ein Sühnopfer[3] für die nach der Edda den Schicksals-Göttinnen beigegebenen Hunde oder den Begleitern der wilden Jagd, die, wie wir unten sehen werden, in einer nahe liegenden Schlucht sich zu sammeln scheint.[4] Nach der Ynglinga Saga (Cap. 12) hängt Sonnen-

[1] Simrock D. M. 72. Vgl. Eddische Studien (Freyja) S. 45.

[2] Grimm D. M. 45. Mannhardt Die Götterwelt 241. Panzer II. Nro. 385, 396, 404 u. s. w.

[3] Nach Movers (Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönizier 405) wurden dem Baal Moloch Hunde geopfert.

[4] Orpheus der Argonaut beschreibt V. 957 u. f. ein Opfer von drei schwarzen Hunden, deren Mägen mit Zauberkräutern gefüllt wurden. Panzer Beiträge II. 515. erwähnt Varro, Plinius, Ovid und andere römische Schriftsteller, welche von Hundsopfern zum Schutz des Getreides sprechen, und führt, vielleicht mit

schein und Regen von Freyr (Frô) ab, er wird um Fruchtbarkeit der Erde angerufen. Wenn die Kornfelder sich im Wind bewegen, sagen alte Leute, wie mir ein Mädchen mittheilte, „der Eber geht durch das Feld“. Das Gleiche hört man von den Bauern in der Wetterau (Grimm D. M. 446). Die Bewegung wird als ein Zeichen betrachtet, dass die Ernte keine tauben Aehren bringt; denn durch die Bewegung wird die Befruchtung befördert und ist somit ganz in Uebereinstimmung mit den Attributen des Gottes Frô.[1] Gerade wie Liber und Libera zum Dienste der Demeter gehören, sagt Grimm (D. M. 193), stehen Frô und Frôwa in engem Band mit Nerthus.

In einiger Entfernung von der Kapelle liegen Güterstücke, die man „am Block“ nennt. Der Name könnte mit dem Gebrauche im Zusammenhang sein, der aus der Zeit des Julfriedens zu stammen scheint, während dessen alle Fehden schweigen mussten und an dem namentlich dem Gott Freyr (Frô) feierliche Opfer dargebracht wurden. Noch jetzt, sagt Mannhardt (die Götterwelt 241), wird im Oster-Gotland am Jul-Abend ein mit einer Schweinshaut überzogener Block auf den Tisch gesetzt, an den der Hausvater, die

---

Recht, das Strohbild, das in Schwaben am Schluss der Ernte gemacht und Hundsfut genannt wird, auf ein Hundsopfer zu Ehren irgend einer den Ackerbau schützenden Gottheit zurück. Indessen darf doch der Umstand nicht unberücksichtigt gelassen werden, dass mit ähnlichen Erntegebräuchen oft eine Neckerei oder Verhöhnung verbunden ist, die auf ein unbeliebtes Wesen hinzudeuten scheint, und so könnte diese Gattung von Symbolen auch Opfer bezeichnen, welche zur Sühne von besonderen, dem Landmann feindlichen Dämonen stattgehabt haben werden. (Vergl. Mannhardt Roggenwolf und Roggenhund, Beitr. zur germ. Sittengeschichte, Danzig 1865.)

[1] Dass der Eber und der Hase, beide heilige Thiere der Götter der Fruchtbarkeit, unseren heidnischen Vorfahren erfreuliche Erscheinungen waren, lässt sich auch aus dem Umstand erkennen, dass bei den Christen der Aberglaube die Begegnung der Schweine und der Hasen, welche über den Weg springen, als Unheil bringend betrachtet. Was den Heiden von den Göttern gesandt erschien, musste von ihren Bekehrern als Teufelsboten dargestellt werden. Das Reiten auf dem Schwein, wie Frô gedacht wird (Skalda c. 35), gilt für eine Entführung durch den Teufel (vgl. Schöppner Sagenbuch d. B. L. Nr. 70, 454 u. 466), daher das «argwöhnet nichts Böses» von dem Pfaffen, der von seinem Schweine fortgerissen wurde. Man sagt: «ma möcht auf der Sau naus», gleichbedeutend mit: «ma möcht 's Teufels werda». Scheible Schaltjahr I. 128. gibt ein Spottbild aus der Reformationszeit, auf welchem Luther, ein Schwein im Panier, und von einer Anzahl Bauern, mit der Bibel unter dem Arm, begleitet, auf Säuen dem Teufel in den Rachen reitet.

Hausmutter und das Gesinde nach einander herantreten und schwören, treu und liebevoll zu sein, dabei machen sie Gelübde aufrichtiger Pflichterfüllung im beginnenden Jahre.

Der Hexen- und Geisterglauben wurzelt in Belsen im fruchtbarsten Boden; denn wo einst Götter verehrt wurden, treiben Geister und Hexen ihr Wesen. Ganze Familien sind im Verdacht, Hexerei zu treiben. Von weit her werden die Hexenmeister besucht, um Geister zu bannen. In der Schlucht zwischen dem Farren- und Heuberge ist es nicht geheuer und gefährlich, den Weg des Nachts zu gehen. Man begegnet hier einem Manne, der kein Herz, an dessen Stelle aber ein Licht hat, und den Kopf unter dem Arm trägt, eine merkwürdige Identificirung Wuodans und Frô's für eine Stätte, wo ganz in der Nähe ein Licht- oder Sonnen-Kultus bestanden hat; ferner einem Geist in Gestalt eines Pudels[1], der von Mössingen hieher verbannt wurde, und andern Unholden. Oben auf dem Heuberge halten nach Martin Planck (de sagis maleficis, Pforzheim 1507)[2] die Hexen ihre Zusammenkünfte, wohin sie auf Katzen, auf Gabeln und Besenstielen reiten, mit Speise und Trank, aus den Vorrathskammern der Reichen geholt, versehen, um in Gelagen, in Reigen und anderen Tanzweisen sich zu ergötzen. Das frühere Treiben und Lärmen des wilden Heeres lässt sich in dem jetzigen Tosen des Waldes erkennen, welches als Zeichen einer Witterungs-Veränderung betrachtet wird.

[1] Vgl. Zingerle Sagen u. s. w. Nr. 239, 670. Wolf Hess. Sagen S. 107. Rochholz u. A.

[2] Roth, R., Decanats-Progr. Tübingen 1866—67. S. 107.

Ueber einen heiligen Hain bei Reutlingen.

Am nordwestlichen Ende der Stadt Reutlingen findet man auf zusammenhängendem Gebiet, im Umkreis von einer Stunde, Höhen und Tiefen mit Aeckern und Wiesen, Weg und Bach u. s. w., deren Namen, wie Runen, auf längst vergessene Dinge deuten, und das einstige Vorhandensein eines heiligen Hains als höchst wahrscheinlich anzunehmen gestatten. Die hervorragendste Stelle unseres Bereichs ist die Höhe eines Schieferberges, welche, sowie die sie umgebenden Flurstücke, Opferstein genannt werden.

Diese Erhöhung bildet eine Art Vorgebirg und ist von den nördlich und nordwestlich gegenüber liegenden Anhöhen durch ein kleines Thal, das der Irthenbach durchschneidet, und durch einen Fahrweg nach den Dörfern Degerschlacht, Sickenhausen u. s. w. getrennt.

Der Fahrweg heisst Kirchsteig, so wie die Anhöhe, auf welche er zunächst führt. Er beginnt in der Ebene bei den ihm südwestlich liegenden Baumgütern: Grieswiesen, und den ihm westlich liegenden Aeckern, Blockäcker genannt. Der Weg auf den Opferstein, der an dem jetzigen Friedhof, der St. Katharinen-Kapelle und dem Siechen- oder Waisenhause vorbei durch das Irthenbachthal quer durchführt, heisst Eiergässle, die Quelle des Irthenbachs, welcher sich nach kurzem Lauf in die Echatz ergiesst, Volenbrunn (Pholenbrunn).

Schon der Name Opferstein weist auf eine heidnische Stätte hin. Welcher Gottheit hier zuerst oder besonders geopfert wurde, wird sich immer nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit angeben lassen. Nachgrabungen, welche zur Lösung der Frage vielleicht beitragen könnten, sind bis heute nicht unternommen worden. Der Name des Baches: Irthenbach, im Munde des Volkes Irthabach, auch Aerthabach (irtha, irthe = von Erde), scheint auf eine der Erde, der Nerthus geheiligte Stätte hinzuweisen.

Die Verehrung der Nerthus war nach Tacitus Germania XL. bei den nordischen Sueven gebräuchlich, dieselben wahrscheinlich,

welche in ihren Wanderungen im 4. Jahrhundert in Schwaben erschienen,[1] nachdem ihr Name auch schon vor Christi Geburt, als Gesammtbenennung eines Theils der süddeutschen Stämme, genannt worden war. Da indessen Natur und Lage eines Landes die Formen eines Naturdienstes wesentlich bedingen, ist bei dem fruchtbaren Boden Germaniens, bei der Mannigfaltigkeit in Berg und Thal, Wald und Sumpf u. s. w. eine allgemeinere Anerkennung eben dieser Gottheit, vor und nach Tacitus, um so wahrscheinlicher, als die auf uns gekommenen Gebräuche, Formen und Namen von Erd-Göttinnen diese grössere Verbreitung augenscheinlich bezeugen. Was einwandernde Stämme mitgebracht haben, wurde dem Bestehenden angeeignet, wie überhaupt eine neue Religion die alte gewöhnlich nicht vertilgt, sondern nur in sich aufnimmt. Wir finden darum gleichartige Eigenschaften bei der Freya, Frigg, Hulda, Bertha, Ostara, der Nerthus u. s. w. und eine gewisse Verwandtschaft in ihren Verehrungs-Gebräuchen. Die Ostara war das Wesen der wiedererwachenden Natur, die Göttin des Frühlings und der Fruchtbarkeit. Sie war aus der Nerthus hervorgegangen, ihr waren später, wie dieser früher, die Frühlingsspiele gewidmet. Von der Ostara haben die vielen Oster- und Oesterberge und das Osterfest der Christen ihren Namen. Ihr Dienst scheint bei uns von dem Christenthum gleichsam überrascht und in dasselbe, was die Verehrungsweise betrifft, übergegangen zu sein, denn die ihr dargebrachten Huldigungen waren Veranlassung zu den jetzt noch bestehenden Osterspielen.[2]

---

[1] Bei Ptolemaeus findet man Nerterianer in der ungefähren Mitte Deutschlands verzeichnet.

[2] Grimm, Deutsche Myth. 2. Aufl. 268, 740, 1200 u. s. w. Seitdem Grimm die angeführten Stellen über die Ostara niedergeschrieben hat, theilte Georg Zappert der phil.-hist. Classe der Akad. der Wissenschaften in Wien (Jahrgang 1858) ein von ihm aufgefundenes Schlummerlied mit, in welchem es heisst:

Ostara stillit chinde — Ostara stellt dem Kinde
honac egir suozziu — Honig, Eier süsse.

wodurch die von Beda angegebene Stellung der angelsächsischen Eastre in dem Esturmonath und die Ostara in dem Ostarmânoth des Eginhart mit den erhaltenen Gebräuchen eine bestimmtere Deutung als Göttin des Frühlings erhalten hat (vgl. Fr. Pfeiffer, Forschungen und Kritik II. 43). Holzmann (Die Kelten und Germanen 127) führt den Apostel der Gallier mit Namen Austremonius (Ostarabeschützer) an und findet darin den Beweis, dass auch die Gallier die Ostara verehrten.

Nun nennt man, wie schon erwähnt, den Weg auf den Opferstein Eiergässle und ich erinnere mich, in meiner Jugend oft von Augenzeugen gehört zu haben, dass am Ostermontag im Eiergässle, trotz der zu diesem Zweck sehr ungünstigen Lage, die Eier gelesen wurden, ein Spiel, das sich später noch lange in dem benachbarten Dorfe Bezingen erhalten hat.[1]

Der Brunnen, aus welchem der Irthenbach hervorgeht, heisst Volenbrunn, beim Volke Volabronn. Noch im 14. und 15. Jahrhundert gab es hier den Familiennamen Vol, von welchem man die Flurstücke und den Brunnen ableiten könnte. Aber der Umstand des Zusammenhanges mit dem Gesagten scheint auch zu der Annahme zu berechtigen, dass der Name Vol oder Phol, wie im Norden der des Thor, vielfach zu Geschlechtsnamen und ihren Zusammensetzungen benützt wurde, wie Thorston, Thorlassen, Thorwaldsen u. s. w., und somit konnte auch Vol, der Name des freundlichen Gottes, zum Familiennamen werden. Bekanntlich gibt es auch anderwärts Phol- und Baldersbrunnen. Wahrscheinlich waren dem Quelle schaffenden Gott die Brunnen heilig,[2] und so lässt sich ungezwungen annehmen, dass der Name des Brunnens, welcher die Quelle des Irthabachs bildet, mit dem Gott Vol und mit dem von mir vermutheten heiligen Hain im Zusammenhang steht, auch der Brunnen selbst aus schwäbischem Munde: s'Vola-Bronn (Vols-Brunnen), Volabronn (Pholenbrunn) genannt werden konnte. Das südwestliche Ende des hier besprochenen Gebiets bilden Aecker, welche Blockäcker heissen. Man leitet diesen Namen von dem Umstand ab, dass auf diesen Aeckern Blöcke gefunden worden seien, welche, wie man irrthümlich hinzufügt, von gesprengten Pulvermühlen herrühren sollen. Ich bin überzeugt, dass die Sage von gefundenen Blöcken richtig ist, aber näher, als die ausgesprochene Idee, liegt bei der mehr erwähnten, auf den Flurkarten deutlich ersichtlichen Zusammengehörigkeit des bezeichneten Gebiets, der Gedanke, dass entweder grosse Steinblöcke hier gefunden wurden, wie die Denkmäler der Kelten in Frankreich und England (selten in Deutschland), wofür der Umstand sprechen würde, dass Schwaben einst von Kelten bewohnt war,[3] sogar den keltischen Helvetiern gehörte, — oder aber

---

[1] Meier, E., Deutsche Sagen u. s. w. aus Schwaben II. 394.

[2] Meine Eddischen Studien S. 28 u. f.

[3] Tacitus Germania XXVIII.

Götterbilder von Stein oder Holz aus späterer Zeit hier aufgestellt waren, wie diejenigen sein konnten, von welchen Jonas in seinem Leben Columbans als am Bodensee gefunden und Adam von Bremen uns von den Sachsen berichten. Bekanntlich war unter andern auch das Bild der Demeter ein formloser Stein und die alten Symbole der Ceres farrea blose Holzblöcke,[1] was durch die asiatische Stammverwandtschaft mit unseren Blöcken in Zusammenhang zu bringen wäre.

Mit dieser heiligen Stätte mag auch hier der Gerichtsplatz Mahlberg, Mahlstatt, der Mahlstein verbunden gewesen sein. „Am Mahlstein gesprochen ward mancherlei,“ sagte die Edda, auf diese Sitte hinweisend. Die Richter sassen bekanntlich auf Steinen und diese Sitte ging auch auf die späteren Zeiten über, wie unter anderem das Hardtgericht beweist, das durch die Stiftungen der Elisabeth von Steinheim noch im 13. Jahrhundert hervorgerufen, bis auf unsere Zeit auf 16 Steinen tagte.[2] Zu dieser Vermuthung berechtigt nicht minder der Name des erwähnten angrenzenden Feldes: Grieswiesen, auch blos Gries genannt. Gries, Griez hiess noch im Mittelalter ein mit Sand und Kies überschüttetes Feld, aber auch der Ort, auf welchem die gerichtlichen Zweikämpfe statt hatten.[3]

Auf das einstige Vorhandensein einer solchen heiligen Stelle, welche dem Volke gewöhnlich zum Sammelplatz diente, weist auch besonders die Benennung des Weges hin, der, wie die Flurstücke auf der Höhe, Kirchsteig heisst,[4] insofern das spätere Vorhandensein einer christlichen Kirche sich daraus ableiten lässt.

---

[1] Pausanias X. 33. Tertullian advers. gentiles Cap. 16. Cicero de Harusp. Resp. 28. Nach Lactantius Inst. I. 519 war das Bild des Gottes Terminus ein formloser Stein; nach Curtius IV. 7 das Alexander gezeigte Bild Jupiter Ammons ein kegelförmiger Stein, wie das der Aphrodite in Paphos (Preller Gr. Myth. I. 291).

[2] Scholl Geschichte u. s. w. von Steinheim S. 12. Ludwigsburg 1826.

[3] Häufig lagen die Hochgerichte noch im Mittelalter am Wasser und hier ist dieses Feld von dem Echatzfluss begrenzt, wo er in früherer Zeit einen See gebildet hat.

[4] Der Weg war eine Steige zur Kirche (Kirchstaig nach Urk. von 1384) für die nahen Bewohner des Echatzthales, nicht für die Insassen der Dörfer Degerschlacht und Sickenhausen, welche früher hier eingepfarrt waren; denn vom Thale ausgegangen beginnt «Kirchsteig» mit seiner stärksten Steigung, von den Ortschaften aus mit einer längeren Ebene und erhält sich und endet

Es ist gewiss mehr als wahrscheinlich nach dieser Bezeichnung des Weges und der Anhöhe (Kirchsteig), dass die Apostel des christlichen Glaubens durch die Nähe des heidnischen Hains, Tempels, Fest- und Sammelplatzes veranlasst wurden, hier auf eben dieser Höhe, wo das schöne Echatzthal einst — nach seinem Grund zu urtheilen — den Spiegel eines Sees dargeboten und wo das Alb-Gebirge sich so malerisch ausbreitet, einen christlichen Tempel und vielleicht den ersten in unseren Gauen zu bauen.[1] Ein heidnischer Tempel konnte auch schon vorher auf der Höhe gestanden sein, nachdem die Dolmen oder die späteren Blockbilder, bei veränderter Anschauung, in dem Thal verlassen waren. Bekanntlich weist die Ynglinga Saga auf eine ähnliche Umwandlung hin. Sie sagt: Bei dem Asa-Volk war es Sitte, den Göttern Tempel zu bauen, man nennt darum die Asen Tempelgötter.

Wie gerne endlich und wie ganz absichtlich ähnliche Verhältnisse und Lagen von den Bekehrern der Heiden benützt wurden, um christliche Tempel zu errichten und so die Bekehrung zu fördern, beweist der Brief von Papst Gregor I. vom Jahre 601, der diese Ausbeutung vorschreibt und den uns Beda Ven[lis] Cap. XXX. in seiner Kirchengeschichte aufbewahrt hat.

Angrenzend an das beschriebene Gebiet liegen gegen Norden die Felder Storlach,[2] nordwestlich Engeloch,[3] welche der Dietweg,[4]

---

mit zunehmender Senkung. Zudem war die Kirche zu St. Peter in den Weiden, welche man bei dieser irrigen Annahme im Auge hat, nicht am Ende dieser Senkung, sondern am Ausgang des geraden und viel kürzeren Weges, der in das Eiergässle einmündet, und den die Bewohner der erwähnten Dörfer von jeher nach Reutlingen genommen haben, wenn sie nicht den weiteren Fahrweg einschlagen mussten.

[1] In unsern Archiven findet man zwar keine Urkunden, welche auf diese Kirche Bezug hätten, es sind aber auch keine vorhanden von der Kirche zu St. Peter und Paul, deren Existenz durch den gefundenen Stein von 1247 ausser Zweifel ist, und nur eine späte (1572) von der kleinen Kirche oder Kapelle auf dem Jorgenberg. Unsere älteste Stiftungsurkunde geht überhaupt nicht über 1289 zurück; die hierauf bezüglichen mussten viel älter sein.

[2] Stor = magnus, Lach = lacus, palus, was zu den an der Stelle vorhandenen Quellen und Hohlwegen als Emissäre passt.

[3] Angi a. h. d., enge n. h. d. = schmal, klein, auch eingeschlossen. Loch (Lo) niederes Holz, Busch.

[4] Dietweg — diu arme diet = das gemeine Volk; also Dietweg gewöhnlicher Volks- (Land-) Weg

in den der Kirchsteigweg einmündet, von Orschel und von Vor-Orschel trennt. Die Flurstücke, welche in den Grundbüchern und Flurkarten mit den Namen Orschel und Vor-Orschel bezeichnet werden, heissen im Munde des Volks: Uarschel und Vor-Uarschel. Ua = u wie in Schuah, bua u. s. w. = Schuh, bub u. s. w. Also Uarschel ist Urschel oder Ursula. Orschel oder Uarschel war noch zu Anfang des Jahrhunderts ein Wald von 40 Morgen, nach dem bisher Gesagten örtlich im Zusammenhang mit dem beschriebenen Hain und entweder der Nerthus oder einer von ihr abgeleiteten Göttin der Fruchtbarkeit geweiht, die in den Sagen der christlichen Zeit als Ursula und in unserer Gegend als Bergurschel wieder auftaucht; sonst auch mit dem wüthenden Heere als verwandelte Nonne Ursel, in Eulen-Gestalt, unter dem Namen Tutursel (Tutorsel) fliegt.[1]

Oscar Schade hat in seiner schon oben erwähnten Schrift: die Sage von der heiligen Ursula und den 11000 Jungfrauen überzeugend dargethan, dass die heilige Ursula (unsere Urschel und Uarschel) nichts anderes ist, als eine katholisirte heidnische Göttin, welche auf die erwähnten Göttinnen der Fruchtbarkeit zurückführt. Wir haben also an der Nordseite des beschriebenen heiligen Hains einen Wald, welcher den Namen einer Ableitung der Nerthus trägt und in gerader Linie gegen Süden einen Berg, der durch viele Sagen bekannte Urschelberg,[2] welcher derselben Gottheit heilig war.[3]

Dieses Zusammentreffen kann nicht als zufällig angenommen werden, es scheint vielmehr in Uebereinstimmung zu sein mit der Existenz des beschriebenen heiligen Hains und mit dem, was Tacitus Germania IX. in dieser Beziehung sagt. Sie (die Germanen) weisen Haine und Wälder und benennen diese Einsamkeit, welche sie blos bei der Verehrung sehen, mit dem Namen der Götter.

---

[1] Grimm, Deutsche Sagen Nro. 311.

[2] Meier, E., Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, S. 3—16.

[3] Südwestlich liegt der oben angeführte Jergenberg, gegen Osten die Achalm, welche dem Sonnengott geweiht erkannt wurde.

Excurs.

Die kurzen Griffe der Bronzeschwerter.[1]

Die ethnographische Bedeutung, welche in unserer Zeit den Bronzeschwertern mit kurzen Griffen gegeben wird, mag es rechtfertigen, wenn ich die eigenthümliche Form dieser Waffen unserer heidnischen Vorfahren einer näheren Betrachtung unterziehe.

Der gelehrte Schwede Nilsson hat in seinem Werk „Die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens" die Niederlassungen der Phönizier im Westen, noch mehr aber im Norden Europas als Thatsache nachgewiesen. Seine Forschungen zeugen von grossem Scharfsinn und umfassenden Kenntnissen, wenn es ihm auch, wie es mir scheint, nicht immer gelungen ist, das Wahre oder das ihm am nächsten Liegende zu erreichen. So ist wohl mit ihm anzunehmen, dass die auf höherer Bildungsstufe gestandenen Phönizier einen nicht unbedeutenden Einfluss auf den Kulturzustand der ihren Stapelplätzen zunächst gelegenen germanischen Stämme ausgeübt haben werden; aber die Ausdehnung dieses Einflusses in dem von Nilsson erkannten Umfang entbehrt, wie ich in der Folge zeigen werde, einer thatsächlichen Begründung.

In Bezug auf den Sonnen- oder Baaldienst, den die Phönizier mitgebracht haben, möchte ich mir die Bemerkung erlauben, dass die Verehrung der Sonne jedem Naturvolke sehr nahe liegt, wahrscheinlich auch schon vor der Ankunft der Phönizier dagewesen ist. Es würde sich darum mehr um Einführung gewisser Verehrungsweisen, als um wirkliche Aufnahme dieses Sonnendienstes bei den Nordländern gehandelt haben, und als Zeugniss der Aneignung der Formen desselben könnten die von Nilsson erwähnten, den Kelten zugeschriebenen Dolmen-Tempel und andere Bauten ange-

[1] In Pfeiffers Germania, Neue Reihe I. (XIII.) Jahrg. zuerst erschienen und hier mit Verbesserungen wiedergegeben.

führt werden. Auch die Verehrung Baldurs oder Phols steht mit den gesammten germanischen Anschauungen so durchaus im Einklange, dass auch hier höchstens von einem Anlehnen an Baal, nicht aber einem Hervorgehen der einen aus der andern Gottheit die Rede sein kann. (Vgl. Fiölsvinnsmâl und Baldur in meinen Eddischen Studien.)

Bei dem von Nilsson angenommenen Einfluss phönizischer Kunstfertigkeit dürfte der Umstand als mindernd in Betracht kommen, dass die Steingeräthe und -Waffen der Germanen, worunter ich auch die Bewohner des skandinavischen Nordens verstehe, eine nicht unbedeutende Handfertigkeit voraussetzen lassen, dass sie aus ihrer asiatischen Heimath technische Fertigkeiten mitgebracht (vgl. Herodot I, 215) und bewahrt, dieselben auch beim Bekanntwerden mit bequemerem Material bis zu einem gewissen Grad von Kunst ausgebildet haben konnten.[1]

Zudem wissen wir, dass die Tschuden (Finnen), deren Dasein u. A. Jornandes, russische Chroniken und der Name der langen Gräberreihen zwischen dem Ural und dem Altai bezeugen, ein metallkundiges und metallbesitzendes Volk gewesen sind, das sich mit der Zeit weit gegen Süden ausgebreitet hat und nicht ohne Einfluss auf die Bewohner Germaniens geblieben sein kann. (Vgl. Schafarik Slav. Alterth. 304; Wietersheim Völkerwanderung I, 44.) — Was Nilsson veranlasst, die Phönizier den Indern gegenüber als das Volk zu betrachten, welchem die germanischen Stämme die Anfänge ihrer Kultur zu verdanken haben (S. 87), sind die in verschiedenen Gegenden Deutschlands aufgefundenen Bronzegegenstände, deren Bereitung, Benützung und Verbreitung er den Phöniziern zuschreibt; namentlich aber die kurzen Griffe einer Gattung Bronzeschwerter, welche nach seiner Ueberzeugung nur für kleine Hände geschaffen und brauchbar sein konnten (S. 78, 95).

Wenn nun diese kurzen Griffe der Bronzeschwerter, welche nicht blos an der Westküste Europas, an welcher die Phönizier Ansiedlungen hatten, sondern in ganz Deutschland, der Schweiz und in Skandinavien gefunden wurden, wirklich nur für kleine Hände brauchbar gewesen wären, wie solche Nilsson den Semiten eigen annimmt, so hätte bei dem Umstand, dass diese Schwerter nur in

[1] Vgl. Ferd. Keller, Bemerkungen über die Heidengräber in der Schweiz. Mittheilungen der antiq. Gesellschaft in Zürich III, 5. Heft, S. 93, 94.

den Gräbern der Vornehmen und Mächtigen ausgegraben werden (S. 86, 87), diese Ansicht Nilssons allerdings einen sehr bedeutenden Anhaltspunkt. Auch Lindenschmit (Die vaterländischen Alterthümer der fürstlich Hohenzollern'schen Sammlungen, Mainz 1860, S. 159) anerkennt die absolute Unbrauchbarkeit dieser Schwertgriffe für nordische Hände und meint, dass sie kaum für die Faust unserer Knaben ausreichend wären; und da an eine Zunahme unserer Körpergrösse nicht gedacht werden könne, sei man nach langer zweifelnder Betrachtung dieser unleugbaren Thatsache zu der Annahme eines Bevölkerungswechsels gekommen, welcher die gesammte Erzzeit einem Volke überweise, welches zugleich mit derselben verschwunden sein müsse.

Nilsson sagt (I. 78): In denselben Sammlungen, in welchen kleine Armringe u. s. w. zu sehen sind, finden wir Bronzeschwerter mit so kurzen Griffen, dass sie von der ausgewachsenen Hand eines der Völker, die jetzt das westliche und nördliche Europa bewohnen, unmöglich gefasst und gebraucht werden konnten; sie sind gewöhnlich 2¼ Zoll (56 Millim.) lang u. s. w. (Taf. IV, Fig. 1). Ferner erzählt er, dass er Erkundigungen über die Handbreite der alten Aegypter eingezogen habe, die mit den Phöniziern in nähere Berührung gekommen, auch in entferntem Grade mit ihnen stammverwandt gewesen seien, und glaubt, wie wir später sehen werden, dass die Handbreite einer Mumie ihm den Weg zu dem räthselhaften Volk der kurzen Griffe weisen werde. Die gefundenen Bronzeschwerter, bemerkt er weiter, sind für Hände gemacht worden, welche sie gebrauchen konnten. Indessen hat man auch Dolche gefunden mit so kurzen Griffen, dass diese nicht einmal für die vermeinten kleinen semitischen Hände geeignet gewesen wären (50 Millim. lang); ferner eiserne Schwerter ebenfalls mit kurzen Griffen,[1] welche die Gegenwart dieses schmalhändig gedachten Volksstammes in Deutschland, schon des später vorkommenden Materials wegen, sehr bedenklich in der Zeit herabdrücken würden.

Was Nilsson in seiner Auffassung zu unterstützen scheint, sind die gefundenen kleinen Bronzeringe, welche, wenn sie von erwachsenen männlichen Personen am Arm, Fuss und Hals so angelegt und getragen worden wären, wie wir es uns nach heutigen Gewohnheiten denken, zu der Annahme berechtigen würden, dass

[1] Weinhold, Die Todtenbest. der Germanen S. 158. Rochholz, Argovia, V. 286.

dies Alles einem ungleich kleineren und schwächeren Geschlechte habe dienen müssen.

Rochholz (Argovia V. 219 ff.), der in den Lunkhofener Waldgräbern gleichfalls Bronzeringe und andere Gegenstände von diesem Material und von Eisen gefunden hat, die in ihren Formen und Verzierungen mit den sonst in der Schweiz, in Deutschland und im Norden gesammelten übereinstimmen, bringt mit diesen, anscheinlich für kleine Hände bestimmten Waffen, Ringen u. s. w. die oben erwähnten metallkundigen Tschuden (Finnen) in Zusammenhang, welche indessen bei den Russen als Riesen in der Erinnerung geblieben sind, von Geijer, Schafarik (Slav. Alterth. I, 306) u. A. als die Jotunen der Edda aufgefasst werden. Diese russigen oder schwarzhäutigen Metallarbeiter führen Rochholz zu den Schraten, Zwergen, Kobolden, Erdmännlein u. s. w., die sich nach Sage und Sitte als unsere Urahnen herausstellen würden.

Dr. Schaufelbuel, dessen Bericht über die Lunkhofener Leichenfragmente den sehr interessanten Mittheilungen von Rochholz beigefügt ist, gibt uns übrigens mit sachkundiger Klarheit den Trost, dass die bei Lunkhofen aufgedeckten Reste von einem Menschengeschlechte stammen, welches von dem jetzt in Europa lebenden in Grösse und Stärke nur wenig verschieden sein, auch die Handgelenkringe ohne Zwang tragen konnte, und das dort gefundene Skelett eines ungefähr 20jährigen Kriegers grösser gewesen sei, als ein französischer Rekrut von dem gesetzlich geforderten Mass (1560 Millim.).

Auch Ferdinand Keller will die Bronzegegenstände keinem andern als dem Menschenstamm der Steinperiode zusprechen, und scheint ganz richtig den Grund der verschiedenen Formen der Waffen, Ringe u. s. w. in verschiedener Handhabung und Gebrauchsweise zu suchen.[1]

Unter den Gegenständen, mit welchen sich die Menschen zu schmücken pflegen, nehmen die Ringe eine Hauptstelle ein. Sie waren von jeher ein Mittel, sich vor andern auszuzeichnen, eine selbstgefällige Kundgebung des Besitzenden, ein Zeichen der Wohlhabenheit, des Reichthums,[2] ein Werthzeichen überhaupt (vergl.

---

[1] Ferd. Keller a. a. O. S. 67, 88, 93 u. f.

[2] Weiss, Herm., Costümkunde. Geschichte der Tracht und der Geräthe im Mittelalter u. s. w., Stuttg. 1864, S. 345. Vergl. Mungo Park, Travels in the Interior Districts of Africa, 453 u. f.

Rochholz Argovia V. 288). Wie unsere Funde in den Heidengräbern beweisen, nahmen sie diese Stelle schon bei unsern halbwilden Vorfahren ein und behaupten sie jetzt noch: denn die rohesten und wildesten Völker gefallen sich in ihrem Ohren- und Nasenschmuck, in ihren Arm- und Fussringen, die civilisirten in ihren Finger- und Ohrenringen, mit mehr oder weniger abweichender Bedeutung, je nach den Ständen, denen die Einzelnen angehören, gerade wie vor zweitausend Jahren.

Die meisten der aufgefundenen Ringe sind Gräberschmuck, um durch diese Beigaben den Reichthum, das Ansehen oder die Würde des Todten zu bekunden.

Auf diesen allgemeinen Zweck der gefundenen Ringe weisen besonders die grösseren concentrischen und ovalen Ringe hin, an welche entweder eine Anzahl kleiner Ringe angereiht, oder die von einem kleinen Ringe gefasst, in den Gräbern bei Sulzbach, bei Wiesbaden [1], in der Höhle bei Erpfingen (Württemberg) gefunden, und an andern Orten ausgegraben wurden. Ferner diejenigen gewöhnlichen Hals- und anderen Ringe, welche unter das Material der Auffüllung der Grabhügel hingeworfen entdeckt wurden: wie z. B. bei Wiesbaden (vgl. Weinhold Die heidnische Todtenbestattung der Germanen S. 149). Auch auf den Bracteaten (vom 6.—8. Jahrh.) sind Gepräge von Ringen, welche dieselbe Bedeutung haben, wie Dietrich (Haupt Zeitschr. N. F. I. S. 4, 6) richtig erklärt. [2]

---

[1] Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1866, S. 397. Weinhold, Die heidn. Todtenbestattung der Germanen, Sitzungsbericht der Wiener Akad. der Wiss. phil.-hist. Cl. XXIX. S. 178.

[2] An der Jacobskirche in Tübingen ist auf der äusseren Südseite des Chors ein Stein eingesetzt, auf welchem zwei vom Ellenbogen an aufgehobene Arme mit ausgestreckten Händen und Fingern eingehauen sind, die anstatt eines menschlichen Kopfes drei concentrische Ringe in einander gelegt, auf einer halsartigen Erhöhung ruhend, in ihrer Mitte haben. Auf der Nordseite der Kirche sind drei ovale Ringe, einen Opferaltar umgebend, gleichfalls auf einem eingemauerten Stein dargestellt. Hier liegen die Ringe auf tatzenartigen Füssen. Der Altar hat dieselbe Form wie der auf dem Kivikmonument in Schweden nachgebildete (Nilsson a. a. O. I. 49), dessen Original wahrscheinlich zu Menschenopfern dienen musste. Am Sockel auf derselben Seite der Kirche finden sich weiter vier concentrische Ringe auf einer hornförmigen Spitze aufgestellt. Ohne Zweifel stammen diese Steine aus der Heidenzeit, und bedeuten, wie auf den Bracteaten der älteren Periode, Bitten um Reichthümer. — In Timbuktu, über welchen Hauptstapelplatz das meiste Gold aus dem Innern Afrika's nach Marokko und Tripolis ausgeführt wird, fand Barth (Reisen in Afrika V. 22) den grössten Theil dieses Handelsartikels in der Form von Ringen.

Viele der gesammelten Bronzeringe, namentlich die Halsringe, sind weit genug, um einem starken Mann zu diesem Zwecke zu dienen. Kleinere mögen für jüngere oder weibliche Personen oder blos als Verzierung an Körpertheilen oder an Kleidern angehängt, andere als Werthzeichen (Geld) beigelegt gewesen sein. Ein Hals- und ein Spiralfingerring mit einem kleinen Dolch dabei (Taf. IV. Fig. 2, 3, 4), dessen Griff, nach der Zunge zu urtheilen, wenn sie nicht in eine Wurfstange eingelassen war, wie eine angestreifte bronzene Hülse anzudeuten scheint, auch für die klein gedachten Semitenhände zu kurz gemacht wäre, wurde vor zwei Jahren bei einem grossen sitzenden Gerippe in einer Kiesgrube bei Reutlingen gefunden. Sie sind in meinem Besitz, und, was die Ringe betrifft, für den stärksten Finger und den dicksten nätürlichen Manneshals genügend. Die verhältnissmässig kleinen Ringe, welche man an Arm und Fuss grösserer Skelette angelegt gefunden, waren ohne Zweifel in der Jugend angestreift (vgl. Mittheilungen der antiq. Gesellsch. o. W. S. 85; Weinhold, Die Todtenbestattung der Germanen), wie dies bei verschiedenen Völkern noch Sitte ist; denn der Durchmesser eines solchen Ringes, im 12. Jahre angelegt, musste schon so gross sein, dass er höchstens die Ausdehnung der fleischigen Theile, und zwar ohne Schaden hemmen konnte, wie dies in geringerem Masse bei einem früh angelegten Ehering der Fall ist.

Ich erinnere mich, dass vor ungefähr 40 Jahren solche Ringe ohne Verzierung mit andern goldenen Schmucksachen von nordafrikanischen Kaufleuten für in der Jugend angelegte Hand- und Fussringe der Afrikaner ausgegeben,[1] nach Livorno gebracht und in Barren umgeschmolzen wurden.

Wie wir bei Baker (Der Albert-Nyanza, das grosse Becken des Nils u. s. w.) u. A. sehen, sind diese Fussringe in Central-Afrika Sitte. In Ostindien, versichern mich sehr glaubwürdige Männer, welche mehrere Jahre dort gelebt haben, werden diese Fussringe ebenfalls in der Jugend angestreift.

Ich habe oben erwähnt, dass Nilsson aus der Breite der Hand einer ägyptischen Mumie schliesst, dass nur semitische Hände die kurzgriffigen Schwerter gebraucht haben konnten, und dadurch auf die weithin Handel treibenden Phönizier kam, welche, wie er über-

[1] Vgl. Barth, Reisen in Afrika II. 160, 644.

zeugend nachweist, Bronzegegenstände mitgebracht, verfertigt, gebraucht und verhandelt haben.

. Ich werde nun versuchen darzuthun, dass die Hand einer ägyptischen Mumie, wenn sie auch die geeignete Breite bieten würde, was nach dem Zahlenverhältniss, welches Nilsson selbst angibt, nicht der Fall ist, keineswegs als massgebend zu betrachten wäre, und dass die Voraussetzungen Nilssons, wie schon oben angedeutet wurde, in dieser Beziehung auf einem Irrthum beruhen.

Die Mumie, welche Nilsson in Berlin messen liess, war 5′ 3″ (Rheinisch) lang, und hatte oberhalb der Handwurzel eine Breite von 65 Millim.; also an der zum Schwerthalten massgebenden Fingerwurzel wohl noch einige Millim. mehr. Die schönsten und ältesten Schwerter haben nach der Angabe ebendesselben gewöhnlich nur 2″ 2‴, also 56 Millim. lange Handgriffe; somit wären die Hände der Aepypter auch als Mumien wenigstens um 9 Millim. zu breit, um die erwähnten Schwerter fassen zu können.

Das Gerippe eines Mannes von ungefähr derselben Grösse in der Tübinger Anatomie gemessen, hat an der Fingerwurzel eine Breite von 56 Millim. Denken wir uns die Fleisch- und Hauttheile mumienartig zusammengeschrumpft hinzu, so wird sich kaum eine grössere Handbreite als 65 Millim. herausstellen. Sind nun die Hände der Semiten sowohl als der Indogermanen schon als Mumien zu breit, so ist von obenherein nicht zu denken, dass sie im Leben sich in die engen Griffe so einzwingen konnten, wie es nöthig wäre, um die Schwerter wie wir gewohnt sind zu fassen.

In der Tübinger Universitätsbibliothek liegt neben einer Mumie, deren Hände nicht gemessen werden konnten, eine ausgeleerte Mumienkiste, auf deren Bodendeckel Khunsu, als Gott der Unterwelt mit dem Sperberkopf, in richtigem menschlichem Verhältniss gemalt ist.

Die ganze Gestalt hat 940 Millim., die Breite der Hand (ohne Daumen) 50 Millim. Denkt man sich nun den Gott in der Grösse der von Nilsson angeführten Mumie, also 5′ 3″ (Rh.) oder 1638 Millim., so musste die Hand des Gottes, nach den menschlichen Formen gezeichnet und die Grösse des Mannes als ungefähres Verhältniss zu der Breite der Hand angenommen, über 87 Millim. gross, also ägyptische Männerhände in der Zeit, in welcher der Einbalsamirte in die Kiste gelegt wurde, von der Breite der grössten deutschen Hände gewesen sein.

Kräftige deutsche Männer von 5—6 Fuss Rh. Höhe, bei denen kein Einfluss der Beschäftigung angenommen werden kann, haben gewöhnlich im Leben eine Handbreite von 80—90 Millim. an der Fingerwurzel, ohne Daumen gemessen.

Lepsius gibt in seinen Denkmälern Aegyptens viele Abbildungen männlicher Gestalten mit Angabe des Masses, welche den Beweis liefern, dass die Aegypter nicht weniger breite Hände gehabt haben als die Deutschen. So findet sich z. B. in seinen Denkmälern des alten Reichs Abth. II, Blatt 3 ein männliches Bild 198 Millim. hoch, die Hand ohne Daumen 9 Millim. breit gezeichnet; ein zweites auf demselben Blatt mit der Handbreite von 10 Millim., 200 Millim. hoch. Denken wir uns dieselben ebenfalls 5′ 3″ oder 1638 Millim. hoch, so kommen auf die Handbreite in demselben Verhältniss ungefähr 82 Millim. Tafel IV treffen wir bei den grösseren männlichen Bildern dasselbe Verhältniss. Tafel VIII ist eine männliche Gestalt 266 Millim. hoch gezeichnet mit einer Handbreite von 14 Millim., eine weitere von 270 Millim. Höhe mit 15 Millim. Handbreite, was für die Grösse von 1638 Millim. ungefähr 85 Millim. ausmacht.

Benützen wir zu diesem Vergleich die assyrischen Alterthümer, welche in Paris und London aufgestellt sind, und die von Botta, Layard und Andern gegebenen Bilder, so erkennen wir durchaus kein abweichendes Verhältniss. Die männlichen Hände der Assyrer sind zum mindesten eben so gross, als die deutschen Männerhände.

Auch die Hände der Etrusker, welche Nilsson mit Davies in seinem Carthago u. s. w. für Phönizier hält, sind, wie wir aus Micali Monumenti inediti sehen können, so breit als die Deutschen. Das Bild der Isis, eines der ältesten etruskischen Bilder Tafel IV, Nr. 5, mit Hals- und Armspangen, hat bedeutend grosse Hände.

Der phönizische Melkarth oder Herkules Tafel XV, der nach dem, was Micali darüber sagt, ganz nach der Bildungsweise und den Anschauungen der Phönizier gemacht ist, hat bei 200 Millim. Höhe eine 10 Millim. breite Hand, an der Fingerwurzel gemessen, folglich, die Höhe 1638 Millim. angenommen, eine Handbreite von 82 Millim.

Endlich sind noch die Juden zu erwähnen, welche in undurchkreuztem Stamme von Asien her in allen Weltgegenden ausgebreitet sind. Auch diese Semiten, welche den Phöniziern am nächsten standen (vgl. Nilsson a. a. O. 134) und gleichsam auf demselben

Boden gewachsen, sind weder an Statur noch an den Händen kleiner als die Indogermanen.

Diese Thatsachen mögen genügen, um den Glauben an den Einfluss zu zerstören, welcher namentlich aus der grossen Verbreitung der Bronzeschwerter mit kurzen Griffen abgeleitet wird, und auch die Schrateln und Zwerge wieder in das Bereich der Fabel zurückzuführen. Ich will indessen versuchen zu beweisen, dass es keiner kleinen Hände bedurfte, um die mehrerwähnten eigenthümlichen Waffen mit Vortheil gebrauchen zu können.

Nilsson behauptet, die Bronzeschwerter mit kurzen Griffen seien mit mehr Fleiss und Kunst gearbeitet als die langen, welche lange Griffe haben, und schliesst daraus, dass die ersteren älter und aus der Blüthezeit der Phönizier, letztere für spätere Geschlechter gemacht worden seien, und zwar diese erst in der Zeit, als das phönizische Blut schon mit germanischem gemischt gewesen, und die Schwerter den aus dieser Mischung entstandenen breiteren Händen dienen mussten.

Die Anwendung grösseren Fleisses und grösserer Kunst auf die erwähnten Gegenstände lässt sich zwar wohl durch ein höheres Stadium der Cultur des betreffenden Volkes erklären, aber die Annahme dieser Ursache ist keineswegs geboten, um diesen Umstand zu deuten; denn auf jeder Stufe der Kunst wird mit Rücksicht auf Zeit und Volk Schönes und Schöneres geschaffen und die Producte des Fleisses und der Kunst überhaupt werden immer mehr dem Bedürfniss, wo ein solches besteht, als dem Standpunkt des Wissens angepasst, namentlich wo die Einführung durch Kaufleute geschieht.

Betrachtet man die kurzen Schwerter als Dolche, so erklärt sich die höhere Kunst und Sorgfalt, mit welchen dieselben nach Nilsson gearbeitet sind, aus dem Umstand, dass die Dolche, wie jetzt noch im Orient, nicht nur Waffe zum Schutz, sondern auch als männlicher Schmuck in Krieg und Frieden getragen wurden.

Alle Bronzeschwerter mit kurzen Griffen, wo sie auch aufgefunden werden, im Norden oder Süden, im Westen oder Osten der Wohnsitze Germanischer Stämme, haben kürzere Klingen als die mit langen Griffen, sind, mit Ausnahme einer Art Genickfänger, auf welche ich zurückkomme, ohne Schutz- oder Wehrstange, und können nach ihrer Anlage auch keine gehabt haben; wie übrigens auch viele der längeren Bronzeschwerter.

Der Klinghalter bei allen kurzen Schwertern hat die Form eines Hufeisens, dessen beide Schenkel oder Seiten das Schwert nur in der Breite der Klinge bedecken und fassen, ohne merklich vorzustehen, noch weniger um der Hand Schutz zu gewähren.

Der mittlere Theil des so geformten Klinghalters bildete die Verlängerung des Griffs und mit der Breite der Stange desselben im Ganzen einen Anhaltspunkt für die Hand, einen Ausläufer in ansteigender konischer Form, welcher zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger eingekeilt wurde.

Anders verhält es sich mit den griechischen und römischen Schwertern, welche ebenfalls kurz waren, aber neben langen Griffen Schutzstangen hatten, und wie wir aus erhaltenen bildlichen Darstellungen sehen können, auch zum Schlagen und Hauen gebraucht wurden.

Denkt man sich jene Bronzeschwerter oder Dolche an den Griffen [1] so gefasst, dass der gegen die Klinge ansteigende Klinghalter in die Hand eingekeilt ist, so wird man sich überzeugen, dass eine breite deutsche Hand diese räthselhafte Waffe nicht nur fassen, sondern auch bequemer als mit der Schutzstange festhalten und zum Stossen gebrauchen konnte.

Vielleicht ist es eben die Zweckmässigkeit dieser Form, welche noch im 16. Jahrhundert, selbst bei den schon gebräuchlichen Schutzstangen, eine schiefe, die konische Form nachahmende Richtung dieser Stützpunkte veranlasst hat. [2]

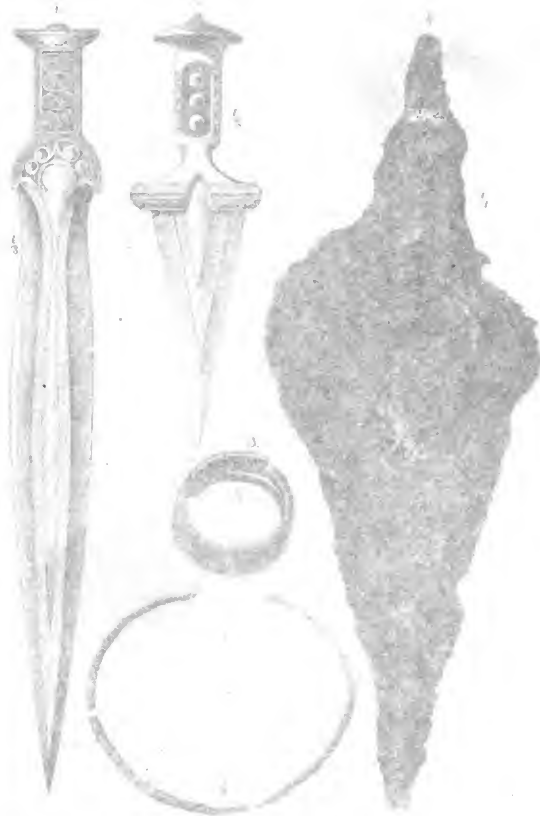
Auf jeden Fall war sie für eine Stosswaffe die natürlichste, wie der Umstand beweisen dürfte, dass die Industrie von Kano (Central-Afrika) dieselbe Form des konischen Griffschlusses, statt der Wehrstange, wenn auch bei längeren Griffen, für Dolche passend findet (vgl. Barth, Reisen in Afrika II, Zeichnung S. 129).

Als Wurfwaffen betrachte ich, unter Anderem, die kleinen Dolche, welche wegen der Kürze und Form ihrer Griffe nicht einmal für die denkbar kleinsten Hände fassbar gewesen wären. Sie

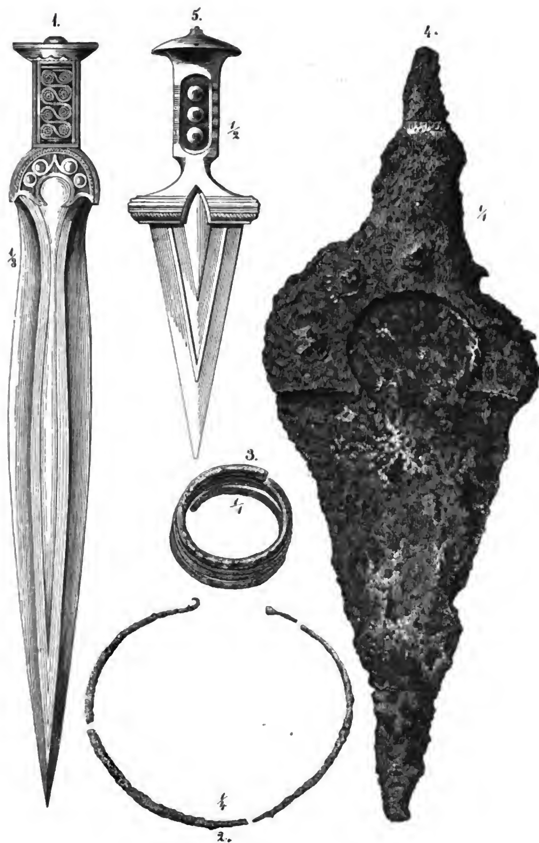
---

[1] Möglicherweise waren diese Griffe mit Stoffen, die nicht auf uns gekommen sind, umwunden, wie die Dolche mit scharfen Einschnitten bei Nilsson o. W. Taf. I. Nr. 2 anzudeuten scheinen.

[2] Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, 1862, S. 120 Beilage.



Tafel IV.



sind vielleicht auch zu den *tela* zu rechnen,[1] welche die Briten den Römern aus ihren Wagen entgegen warfen (Caesar de bello gallico IV. 33).

Die Gewandtheit, solche kurzen Schwerter, Dolche oder Messer zu werfen, finden wir heute z. B. bei den Italienern, welche auf diese Weise mit grosser Sicherheit einen bestimmten Punkt auf mässige Entfernung zu treffen vermögen.

Die Zigeuner scheinen diese Fertigkeit des Messer- und Dolchwerfens aus Indien mitgebracht zu haben. Noch im Mittelalter war das Messerwerfen auch in Deutschland gebräuchlich. Wir finden wenigstens Kämpfe mit dieser Waffe u. A. bei Lanc. 1119, ausführlicher aber in Wolfdieterich beschrieben, wo dieser Held mit seinem dritten Wurfe (1235) dem Heiden Belian das Herz entzwei schneidet.

Das Bronzebild bei Micali Monumenti inediti Taf. III. Nr. 3, welches er den ägyptischen Mars Onouris nennt, und das ohne Zweifel von einem phönizischen Künstler verfertigt wurde, hat einen Dolch in der Hand, dessen Griff ebenfalls wie die Beschriebenen von der Klinge gegen den Griff in konischer Form ausläuft, von dem Gott aber an dem äussern Ende des Griffes gefasst wird, als hätte er die Absicht, denselben zu werfen.

---

[1] Vgl. San Marte, Zur Waffenkunde 155. Die von Keller, Pfahlbauten 2. Bericht 149, Taf. I. Nr. 60 beschriebenen kleinen Dolche waren entweder Genickfänger oder gleichfalls eine Art Wurfwaffen, indem die Schutzstange als Balancirstange diente (Taf. IV. Fig. 5).

Nachträge.

Zu Seite 1, Zeile 13. An diese Auffassung erinnert das: «Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen u. s. w.» (Psalm 121).

Zu S. 3, Anmerk. Etz (Atz), nach Schmeller (siehe oben S. 3) und Grimm, Deutsches Wörterbuch S. 1188, bedeutet u. a. auch Weide. In dem Worte Fischenz (piscina, Fischteich) ist die Endsilbe «enz» ohne allen Zweifel mit unserem Etz (Ez) gleichen Ursprungs und identisch, wie sie auch in der Bedeutung übereinstimmt. Noch im XVI. Jahrhundert wurde die Echatz mitunter Echenz genannt, und der von ihr an seinem östlichen Fuss bespülte Berg, sonst Georgen- oder Jergenberg, hiess auch Echentzenberg (vergl. Gayler, Histor. Denkw. der R.-Stadt Reutlingen S. 553). Fischenz (Fischteich) ist demnach eine Ansammlung von Wasser, nemlich ein Teich, Weiher oder See (siehe Tschudi I. 15, bei Grimm, D. Wörterb. 1188) zur Erhaltung (Fütterung) und Mehrung der Fische, was einer Weide für Fische gleichkommt. Ist nun aber Atz, Etz auch für Wasser als Bezeichnung einer Weide in Form eines Weihers oder Sees gegeben, so darf Ech-atz (Ach-atz), unter den S. 3 angeführten Verhältnissen, wohl mit der höchsten Wahrscheinlichkeit, das Richtige zu treffen, als Weiher oder See der Ach aufgefasst werden, wenngleich Atz, Etz, Enz als Ansammlung auch in der Form eines Flusses gedacht werden kann.

Im XI. Jahrhundert erscheint ein Comes Liutoldus de Achelm (Mon. Boic. 29. Nr. 423, bei Stälin I. 541); im XII. Jahrhundert verschiedene Comites de Achalm (Hess Mon. Guelf. Anonym. Weing. S. 18 und im Necrol. Zwief. S. 244). Ortlieb, Mönch von Zwiefalten, nennt (1135) denselben Berg «Achalmin» in seinem lateinisch geschriebenen Opusculum de Fundatione Zwiefaltensis M., schreibt aber auch Husin, Niwin husin, Tuzzelingin, Einsiedelin u. s. w., mit «in» statt «en»; ebenso die Zwiefalter Chronik: Tuwingin, Zaringin; das Necrol. Zwief. Duwingin u. s. w., doch kommen diese Endsilben auch richtig mit «en» in denselben Schriften vor. Berthold, der nachherige Abt von Zwiefalten, der nur drei Jahre später als Ortlieb schrieb, führt die Namen aller ihm vorkommenden Ortschaften mit der Schluss-Silbe «en», wie: Wulfflingen, Rutilingen u. s. w., aber auch Achalmen nur mit «en» an. Der ohne Zweifel besser unterrichtete Abt setzt also statt «Alm» (Sing.) «Almen» (Plur.), was ihm zur Benennung des Berges geeigneter scheinen konnte, oder damals Gebrauch war. An ein Latinisiren des Namens haben demnach weder Ortlieb, noch die Chronik- und Necrolog-Schreiber gedacht, sie verwechselten einfach hie und da das e

mit einem **l**. Als Bestätigung der S. 3 angeführten Deutung des Namens wird also wohl die von Berthold gebrauchte Mehrzahl des beanstandeten Wortes «Alm» betrachtet werden können.

Im Munde des Volkes heisst die Achalm (statt Achalm), sowohl hier, als in der Umgegend «Achel», indem das **a** in **e**, das **m** in **n** verwandelt und dieses namentlich bei den mit diesem Consonanten endenden Wörtern verschluckt wird. So entsteht aus Halm Helm (Dim. Helmle), aus Thurm Duhrn, aus kommst konnst, aus Tugend Tuged, aus Birn (jetzt Birne) Bir, und überhaupt hört man das **n** als Endlaut am häufigsten nicht aussprechen; während das **l** gerne als Auslaut gebraucht wird, selbst da, wo es im Worte fehlt. So sagt man hier statt Pulver: Purvel, statt Ursula: Urschel u. s. w., ferner Berbel statt Barbara, Annel statt Anna, Marvel statt Marmor u. s. w.

Berichtigungen.

Seite 1, Zeile 26 statt: Movers lies — Movers, (Auch bei den folgenden Citationen ist das fehlende Komma beizufügen.)

» 2, » 17 und S. 3, Z. 30 u. 40 statt: Hoch- und Berg-waide l. — weide

» 2, » 34 statt: Waidgründen l. — Weidgründen.

» 4, » 15 und S. 32, Z. 13 statt: zusammenhing l. — hieng

» 12, » 36 statt: abgeschnittene l. — abgeschnittener

» 15, » 26 statt: Verbot l. — Verbots

» 17, » 39 statt: steigt er l. — steigen sie

» 18, » 1 statt: liegt er l. — liegen sie

» 46, » 28 statt: also das tac ↑ (*T*) l. — ↑ (*T*).

» 47, » 4 statt: Codex Exoniens, l. — Codex Exoniens.,

» 47, » 17 und S. 49, Z. 34 statt ↑ l. — ↑

» 56, » 15 soll es heissen: Kreuzleiden; ein

» 58, » 2 statt: selbst verständlich l. — selbstverständlich;

» 71, » 15 statt: von Inschriften l. — aus Inschriften

» 76, » 24 statt: wegen dem Bau l. — w. des Baues

» 94, » 13 statt: nätürlichen l. — natürlichen

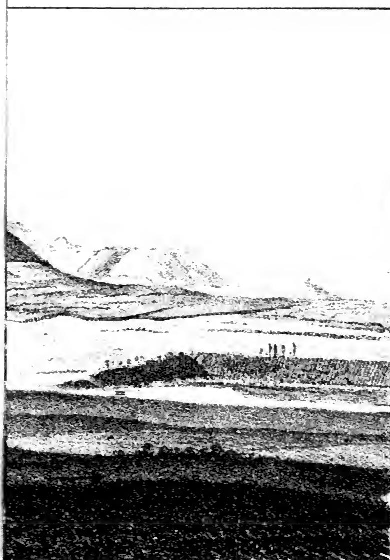
Register.

Schemberg 2485.

Altebury 1834.

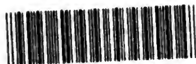
(Farrenberg 2414 P.F.)

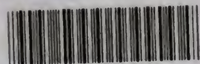
(Heuberg.)



(Gönningen.) (Belsen.)

= Echatz-Thal


89099976789
B89099976789A


89099976789
b89099976789a